This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495301 3

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

---

47. Bändchen.

Wien, 1832.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Zweyter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1832.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243750
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Friedrich der Streitbare.

Zweyter Theil.

Eine lange Zeit war verfloſſen, ſeit das Turnier am Wienfluſſe gehalten worden, und Melisende mit einem ganz andern Bilde in dem umgewandelten Herzen zu dem verwundeten Gemahl zurückgekehrt war. Vieles, ſehr Vieles hatte ſich ſeitdem in Wien und hier und dort im Lande ebenfalls umgewandelt, und eine unfreundlichere Geſtaltung der Dinge hatte nach jenem glänzenden und glorreichen Tage allmählich durch Öſterreich und Steyermark Platz gegriffen, ähnlich dem fahlen Schimmer, der vor einem ſchweren heraufziehenden Gewitter ſich über die Gegend verbreitet, allmählig zur Dämmerung wird, bis endlich die Nacht des Unwetters alles bedeckt, und nur Blitze mit gefährlicher Hellung das Dunkel durchzucken. Da ſprengte in einer ſchönen Sommernacht ein einzelner Reiſender, von einem Knechte begleitet, über die weite Fläche daher, welche ſich von den Ufern der Leitha an hinter und vor der Neuſtadt bis gegen die Bergkette

verbreitet, hinter welcher die Gipfel der höhern Alpen hervorblicken, und dem Wanderer die Reize und Wunder der Gebirgswelt ahnen lassen. Der Vollmond stand hoch am blauen Himmel — tiefe Stille war über die Fläche verbreitet, die damahls noch nicht mit so vielen Dörfern, Schlössern und zierlichen Gärten wie heut zu Tage geziert, ja an manchen Orten noch ziemlich tief in die Ebene herab mit Waldungen bedeckt war, die dort einsame Schatten verbreiteten, wo jetzo Leben und Betriebsamkeit auf sonnigen Kornfeldern und in lustigen Weinbergen herrscht.

Immer klarer und deutlicher traten vor des Reiters Augen die bewaldeten Anhöhen hervor, hinter welchen das Ziel seiner Reise sich barg. — Umsonst aber lächelte die Natur im stillen Frieden der heitern Mondnacht um ihn, umsonst duftete das frischgemähte Gras von den Wiesen in die heitere Luft empor, umsonst schlugen hundert und wieder hundert Nachtigallen in den Gebüschen, welche theils den Weg umkränzten, theils die seltenen Dörfer in freundliche Schatten hüllten; der Reiter dachte und sah nichts vor sich als das Ende und den eigentlichen Zweck seiner schnellen und geheimen Reise. Jetzt endlich erschien ihm am Rande der Ebene die niedrige kahle Felsenrei-

he, weißlich und hell im Mondesschimmer gegen die bewaldeten Berge im Hintergrunde abstechend, aus welcher die heißen Schwefelquellen hervorströmten, die damahls, und wohl fast tausend Jahre früher schon unter den Römern wegen ihrer heilsamen Kräfte bekannt waren. Ein kleiner Ort von wenigen Häusern am Fuße der kahlen Felsen bezeichnete die Stelle, wo jetzt das volkreiche und vielbesuchte Städtchen Baden am Eingange der lieblichen Schlucht liegt, welche sich von hier in mannigfachen Krümmungen durch schön bewaldete Berge und üppige Wiesen bis zu der in ihrem Schooße verborgenen Abtey Heiligen-Kreuz zieht, von Markgraf Leopold dem Heiligen in diesen einsamen Wildnissen gestiftet. Da erspähte des Reiters scharfer Blick im Mondlichte die Burg Rauheneck auf dem ersten mit dunkeln Kiefern bewachsenen Hügel und den dreyeckigten Thurm derselben, der noch steht, aber freylich damahls nicht so einsam wie jetzt, sondern von den übrigen Theilen des fest- und wohlgebauten Schlosses umgeben war. Aber der Reiter achtete ihrer nur flüchtig, und eilte vorwärts, um bald zu erreichen, was ihm als das eigentliche Ziel seines ungeduldigen Strebens vorschwebte. Nun hatte die Schlucht den Ritter in ihre Halbschatten aufgenommen. Linker Hand

zog sich zwischen zwey waldigen Anhöhen der Weg nach Rauheneck hinauf, dort, wo jetzt die reinlichen bequemen Fußpfade von der Königshöhle in das Thal herab laufen, und wo alles ringsumher die erfreulichen Spuren von dem segensreichen Walten eines Fürsten, eines allverehrten Helden trägt, der hier von seinen Siegen ruht. Damahls sah es freylich anders hier aus, dennoch war im reinen Lichte des Vollmondes auch damahls die waldige Gegend wunderschön, und würde jedes Herz, das nicht von feindseligen Empfindungen im Voraus eingenommen war, wie das des ankommenden Reiters, mit freundlichen Gefühlen ergriffen haben. Dieser aber hatte nur Augen für seine Absicht, und so erblickte er mit Freuden von diesem Puncte aus auf der entgegenstehenden Hügelreihe die Burg Rauhenstein, deren jetzt auch in Trümmern sinkende Vorderseite einer spätern Zeit angehört, die damahls aber in alterthümlicher Pracht zwischen den wunderbar gestalteten Felsenzacken thronte, welche aus der Tiefe heraufstarrend, es wie eine schützende Wache oder Palliſadirung zu umgeben scheinen. Etwas weiter zurück, auf derselben Seite wie Rauheneck, trat das Gemäuer von Scharfeneck auf der Hügelspitze hervor, eine stattliche Burg, wie die beyden Nachbarvesten, denen sie an Größe und Fe-

ſigkeit nichts nachgab, obwohl Schickſale, welche die Geſchichte nicht kennt, ſie ſo zerſtört haben, daß man ihre Spur zwiſchen Graswuchs und Geſtripps kaum in einigen Trümmern erkennt. Überraſcht und mit einer Art von freudiger Siegesluſt, betrachtete der Ritter jetzt die drey ihn umringenden, ſo nahen feſten Schlöſſer, und obwohl man ihm früher die Lage derſelben, das Thal und die ganze Gegend ſo wohl beſchrieben hatte, daß er ſie nach dieſer Schilderung ohne Wegweiſer zu finden im Stande war, ſo erfüllte doch der wirkliche Anblick, und die Folgen, welche ſein geübter Blick leicht aus dieſer Lage der Dinge zu ziehen vermochte, ihn mit ſtolzen Hoffnungen. Noch einmahl und wieder betrachtete er von dem Puncte, auf welchem er zu Pferde in Mitte der drey Burgen hielt, wohlgefällig die Gegend. Er warf ſeine Augen weiter in die Thalſchlucht, und ſah, wie unfern von Scharfeneck, und dicht hinter der Spitze, auf dem es lag, der jetzt durchgebrochene Urthelſtein und eine andere hohe kahle Felſenwand ſich wie ein paar unbezwingliche Mauern auf beyden Seiten hervordrängten, und ſich einander ſo ſchroff und drohend näherten, daß nur der Schwechatbach laut ſchäumend ſich einen Weg über Klippen und Geröll zwi-

schen ihnen hindurch bahnen konnte. — Er erkannte, daß hier ein kleiner Haufen diesen wohl befestigten Paß gegen ein bedeutendes Heer vertheidigen könnte, und daß, wenn die Besitzer dieser Burgen und der Klause sich widersetzten, kein Feind in diese friedlichen Thäler würde eindringen können. Um so wichtiger und beruhigender war es für ihn, daß er bereits durch persönliche Einwirkung und durch treue Mithülfe gleichdenkender Menschen, sowohl den alten Bibrich von Wildenstein der auf Scharfeneck lebte, als den unruhigen Expo von Solenau, dem Rauhenstein gehörte, so ziemlich für seine Absichten gewonnen hatte, daß ihnen Kampf und Widerstand gegen ihren Lehensherren, Friedrich von Österreich, und, wenn es Noth that, auch wohl Bündniß mit auswärtigen Feinden gegen ihn in nicht sehr widrigem Lichte erschien.

Von jeher waren die Menschen in allen Ständen und Verhältnissen zur Unzufriedenheit geneigt, von jeher wurde der gegenwärtige Druck am schmerzlichsten gefühlt; von jeher erschien nur wenigen das, was sie besaßen, angenehm, die Meisten wären und sind stets geneigt, gering zu achten, was gegenwärtig ist, Fehler an dem zunächststehenden in vergrößerten Umrissen zu sehn, und nur das

Entfernte, das Unerreichbare als wünschenswerth zu betrachten. Ja, diese Verkehrung aller gesunden Ansicht sehen wir oft so weit gehn, daß dieselbe Sache oder Person, welche, so lange sie gegenwärtig war, gehaßt, verabscheut, und jede Kraft aufgebothen wurde, sich von ihr zu befreyen, so wie dieß endlich gelungen, und sie durch Schicksal oder Anstrengung in eine wohlthuende Entfernung gerückt war, nun bald anfängt, zurückgewünscht zu werden, weil der nachfolgende Zustand den begehrlichen nie gesättigten Sterblichen abermahls ungenügend erscheint. So ging es auch in Österreich. Unter Leopold des Glorreichen Regierung, der allen seinen Unterthanen ein milder Herr, aber aus einer Politik, welche in jenen Zeiten viele große und kleine Fürsten befolgten, dem Städtewesen, und nahmentlich seiner Hauptstadt Wien besonders hold war, hatten sich schon Keime des Neides, der Unzufriedenheit, der Gehässigkeit zwischen dem Adel und den Städten gezeigt, und waren zuweilen nicht ohne Ungestüm laut und bemerkbar geworden. Von seines Sohnes stolzem kampflustigen Sinn hofften die Adeligen jetzt Abstellung ihrer Beschwerden, und ein kräftiges Niederhalten der übermüthigen Städter oder Stadtratzen, wie die wohlhabenden, und auf diese Wohlhabenheit, auf

ihre festen Wälle und wohlgefüllten Rüsthäuser pochenden Städter von den Rittern genannt wurden. Es erfolgte wohl nicht das Gegentheil, aber es zeigte sich bald, daß Friedrich zwar die Städte nicht begünstige, wie sein Vater, aber auch den Adel und die Geistlichkeit nicht; daß er allein überall Herr seyn wolle, und jeden Widerstand, komme er von welcher Seite es wäre, mit kräftiger Hand niederhalten, keine fremde Anmassung dulden, und das, was er für sein Recht hielt, mit jeder Kraft, die ihm zu Gebothe stand, behaupten würde. Das hatte sein erster Sieg über die Böhmen, das hatte sein Kampf mit den Kürringern bewiesen. Gar manche hatten diesen Erstlings-Versuch ihres muthigen Lehensherrn mit äußerlich scheinbarer Freude und mit innerem Schrecken gesehen, denn sie konnten sich leicht voraussagen, was sie zu erwarten haben würden, wenn irgend ein Drang der Umstände sie in offenbare Widersetzlichkeiten mit ihm bringen sollte. Seitdem hatte sich noch Vieles ereignet, was jene Befürchtung gewaltig vermehrte, und böswilligen, schadenfrohen Einflüsterungen und Aufreizungen um so freyern Spielraum schaffte. An diesen Einflüsterungen und Aufreizungen hat es zu keiner Zeit gefehlt; in jenen Tagen aber, wo der Einzelne sich noch nicht mit mannig-

fachen Banden in das Gesammtwesen verschlungen fühlte wie jetzt, wo Eigenhülfe und Eigenmacht eine sehr gewöhnliche Erscheinung war, in jenen Tagen hatten Einwirkungen solcher Art gar viel leichteres und erfolgreicheres Spiel. Eigennutz, Rachgier, Privatabsichten entzündeten mit geringer Mühe große Unruhen und einen Kriegsbrand, der ganze Provinzen ergriff, und diese Unruhen, diese Unsicherheit des Lebens bey wilder Kraft, roher Sitte und unabhängigem Wirken machen einen Theil der Schattenseite aus, die Manche vielleicht mit zu viel Übertreibung dem Mittelalter vorwerfen, und darüber das viele Schöne und Erhebende vergessen, das für die Menschheit in jener Zeit liegt.

Der Leser wird sich erinnern, daß Jerindo Frangepani schon bey der Unterredung mit seinem Bruder auf dem Ritt nach der Herberge am Visca-Ufer nicht undeutlich darauf hingewiesen hatte, daß er in Wien gleichgestimmte Männer gesucht und gefunden habe, in deren Brust er den Saamen des Grolles, den er seit langem gegen den Herzog nährte, streuen, und wo er lustig zu wuchernder Saat aufschießen würde. Gegen Ullaky hatte er sich deutlicher erklärt, und was ihm dieser berichtete, hatte seinen Widerwillen gegen

den allzuglücklichen Feind, so auch seine Hoffnungen, sich endlich rächen zu können, vermehrt, und etwas zufriedner, als er bey seiner Ankunft in Wien war, kehrte er in sein Vaterland zurück. Er hatte aber noch einen Eindruck, noch einen Plan aus Wien mitgenommen. Er hatte Jutta gesehen, ihre feine Gestalt, der sittsame Adel ihres Benehmens, selbst ihre Zurückhaltung und ein Zug von stillem Kummer, der ihm in ihren Mienen zu liegen schien, hatten ihn angezogen. Obwohl sein Betragen, seine ritterliche Artigkeit äußerlich der blendenden Frau von Pottendorf zu huldigen schien, welche bey Tische seine gesprächige Nachbarinn war, so hatte er doch während der lebhaften Unterhaltung mit dieser das Fräulein von Rauheneck nicht einen Augenblick zu beobachten aufgehört, und sein Verstand hatte sogleich entschieden, daß Schönheit, Witz und schimmernde Gaben wohl hinreichen können, vor der Welt zu glänzen, daß aber, um den Lebensgefährten dauernd zu beglücken, ganz andre Eigenschaften erforderlich seyen. Er benützte daher die Begleitung des Künringers, um sich über die Vermögens- und übrigen Verhältnisse des Mädchens, das ihm so bedeutend erschienen war, nähere Kenntnisse zu verschaffen, und der erste flüchtige Gedanke, der bey jenem Abendessen in ihm

entſtanden war, bildete ſich nach und nach zum feſten Vorſatz aus. Aber er fand bey ſeiner Nachhauſekunft im Vaterland die Lage der Dinge weit anders, als er ſich es vorgeſtellt hatte. Der plötzliche Tod Königs Andreas, der ſeine Vermählung nur kurze Zeit überlebte, die Unruhen, welche die Thronbeſteigung Bela's verurſachte, endlich die Gerüchte von der Gefahr, welche dem ganzen öſtlichen Europa durch die Annäherung der furchtbaren Mongolen drohte, Alles dieſes hielt Frangepani fortwährend in vielſeitiger Thätigkeit, ſtellte ſeine Heirathsprojecte in den Hintergrund und geboth auch ſeinen rachelustigen Entwürfen, den König Bela zu einem Kriege gegen Friedrich von Öſterreich zu reitzen, für jetzt Stillſtand. So war über ein Jahr vergangen, während welcher Zeit er ſich nur vorläufig durch einen Freund um die Vermittelung des Prälaten von Heiligen-Kreuz beworben, und dieſen hatte erſuchen laſſen, ſich um die Geſinnungen des Ritters von Rauheneck zu erkundigen, ob ſein Heirathsantrag willkommen ſeyn, und auf eine Art würde aufgenommen werden, die dem Stolze Frangepani's zuſagte? Die Antwort, welche von dem alten Ritter allein herrührte, war ſehr günſtig und ganz ſo, wie Frangepani ſie gewünſcht, und wohl auch erwartet hatte.

Selbſt nach Öſterreich zu kommen, die Erwählte näher kennen zu lernen und das Heirathsgeſchäft abzuſchließen, war ihm bisher nicht möglich geweſen; aber ſein zweyter, und eigentlich ſein vorzüglichſter Plan, ſeinen König dahin zu vermögen, einen Einfall in die Länder ſeines Feindes zu unternehmen, ſich entweder ein Stück davon zuzueignen, oder ſie ſo zu verheeren, daß Friedrich die Hand der Rache daran nicht verkennen konnte, dieſer Plan war jetzt, wo die Mongolengefahr ſich wieder entfernt zu haben ſchien, ſeiner Erfüllung näher gerückt. Frangepani war nun, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, Rückſprache mit Gleichgeſinnten zu nehmen, und gelegentlich auch auf Rauheneck einzuſprechen, nur von einem einzigen Knechte begleitet aufgebrochen, und auf einſamen Pfaden bis jenſeit der Neuſtadt, und in die Thalſchlucht hinter Baden gelangt, wo wir ihn zwiſchen den drey Burgen haltend und ſie betrachtend verließen. — Die Nacht war wunderſchön. Heller Mondenſchimmer beleuchtete die Hügel zur rechten Hand und ſtrahlte von den Fenſtern des Rauhenſteins nieder, das ganz von hellem Glanz übergoſſen zwiſchen ſeinen Felſenzacken lag, während tiefe Schatten die Wälder und Abhänge der linken Hügelreihe deckten. Untenher brauſte und

rauſchte der Wildbach, und durch die dunkeln Schatten der Föhren fielen helle Lichter hier und dort auf ſeine klare Fluth und loderten wie bewegliche Sterne darauf. Tauſend Nachtigallen flöteten rings aus den Büſchen — es war eine Nacht, die jedes Herz zu mildern Empfindungen ſtimmen konnte. Einen Augenblick übte ihr Zauber auch ſeine Gewalt über Frangepani's Gemüth — es wurde von einem weichern Gefühl überſchlichen — Jutta's freundliches Bild trat in dieſer Umgebung, in welcher ſie wahrſcheinlich einſt das Licht erblickt und wo ſie vielleicht jetzt auf des Vaters Burg lebte, lebhaft vor ſeine Seele, er rief ſich ihr ſittſam edles Betragen, den milden Ton ihrer Stimme zurück, er beſchloß, noch ehe er nach Rauhenſtein ginge, um den wilden Solenauer zu ſprechen, auf Rauheneck zu reiten, und zu ſehn, ob er ſie nicht träfe, ſie, deren Anblick in der kurzen Zeit, wo er ſie geſehen, ſo beruhigend und erheiternd auf ſein verdüſtertes Gemüth gewirkt hatte, ſie, die vielleicht allein im Stande war, einen frühern, mächtigen Eindruck ganz aus ſeiner Seele zu verlöſchen. Aber nein! — Das vermochte Jutta nicht; denn Jutta, ſo liebenswürdig ſie ſchien, war keine Margarethe, war nicht ſeine erſte Liebe und keines Fürſten Tochter. Und wie nahe war er einſt

daran gewesen, dieß so liebliche, so schöne und so hochgestellte Wesen sein nennen zu dürfen? Hatte nicht der Schmerz, den Geliebten verlassen zu müssen, den Glanz des deutschen Königsthrons und alle schimmernden Aussichten in der liebenden Jungfrau Seele verdunkelt? Hatte sie nicht beynahe schon eingewilligt, mit ihm nach Ungarn zu fliehn? Und wer hatte dieß nahmenlose Glück zerstört? Wer hatte ihn zurückgeschleudert von dem glänzenden Ziele? Alle Rachegeister stiegen bey diesem Gedanken wieder in der kaum beschwichtigten Brust empor, die kriegerischen Plane behielten die Oberhand, die Schönheit der Gegend verlor ihren Zauber, Frangepani wendete sein Pferd und ritt das Thal hinauf. Um nach Rauheneck zu kommen, war immer noch Zeit, wenn erst die wichtigern Geschäfte abgemacht waren.

Im hohen Tafelsaale auf Rauhenstein sassen die Ritter beysammen; denn Erpo hatte sogleich bey Frangepani's Ankunft einen Bothen nach Scharfeneck abgeordnet, und keine halbe Stunde war vergangen, so trat der alte Wildenstein ein, grüßte mit Handschlag und Mund den lange erwarteten Gast, und bald vertieften sich die Dreye beym reichlichen Mahl und Becherklang in das Gespräch, welches der eigentliche Zweck von Frangepani's Hier-

herkunft war. Der gute alte Wein, der in der Nähe des Thales auf sonnigen Hügeln gekeltert war, wo noch jetzt Reben der besten Sorten in Österreich wachsen, erhitzte nach und nach das Blut der beyden Deutschen, und öffnete Herz und Lippen vielleicht weiter, als sie ahneten, gewiß weiter, als sie sollten. Frangepani, an die feurigen Weine seines Vaterlandes gewohnt, und wohl auch weil er sich seiner Absicht deutlich bewußt blieb, hielt sich mäßig und behauptete seine Überlegenheit über seine beyden Tischgefährten. Die Unterredung wurde immer lebhafter, oft schrien beyde zusammen, und endlich rief der Wildenstein: Das sage ich euch, Herr von Frangepani, es ist keiner unter uns in Steyermark und wohl auch in Österreich, wie euch mein Freund Erpo sagen wird, der nicht viele, schwere und gerechte Klagen gegen den Herzog hätte. Vorstellungen und Widerspruch richten nichts aus, die größere Macht ist in seiner Hand. —

Aber worin besteht denn diese größere Macht, erwiederte Frangepani: Wer hängt denn so fest an ihm, und auf wessen Zuzug und thätige Hülfe kann er denn so gewiß zählen, wenn, wie ihr sagt, der ganze Adel der beyden Länder gegen ihn aufgebracht ist?

Nun! ihr müßt das nicht so buchstäblich neh-

men, nahm der von Solenau das Wort: Alle will sagen Viele, und dann sind die Städte — da ist Wien, das sein Vater schon mit Geld und Wohlthaten überschüttet und sich die Spießbürger zu treuen Anhängern gemacht hat, da ist Linz, Neustadt, Grätz — die kleinern Nester ungezählt. Überall sitzen reiche Bürger —

Ja, und die Kerls haben euch Waffen und Rüsthäuser, rief der Wildenstein, und führen einen Staat —

Daß sich oft ein Rittermann schämen muß, fiel Expo ein, wenn er bey einem Kirchgang oder öffentlichen Aufzug neben einem solchen Kerl zu stehen kommt. —

Und vollends ihre Weiber! rief Wildenstein: Die stolziren in goldenen Ketten und Ohrenringen, und manche trägt sogar Seide.

Das ist die Folge von des vorigen Herzogs Freygebigkeit und Nachsicht gegen diese Schufte. Lieh er ihnen nicht selbst Geld? Ließ er ihnen nicht durch den reichen Dietrich vorstrecken, was sie bedurften, um ihren Handel und ihr Gewerb zu erweitern? — Steckte er ihnen den Reichthum nicht, so zu sagen, selbst in die Tasche? rief der Solenau entrüstet, und da mußten wir zusehen. Und nun, da wir hofften, es solle anders gehn —

Nun wurd's beynahe ärger! ſchrie Wildenſtein: Aber bey Gott, es ſoll nicht mehr lange ſo fortgehn! — Anders muß es werden, anders wird es werden, rief er, indem er mit der geballten Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß Becher und Kannen klirrten.

Sind denn noch viele vom Adel, die zu dem Herzog halten? unterbrach Frangepani die lärmenden Ritter. —

Leider noch genug, rief Expo: — Da ſind einmahl die Lichtenſteiner und ihr ganzer Anhang.

Die Lichtenſteiner! fiel der Alte ein: Ja die könnten uns zu ſchaffen machen. Sie haben viele und bedeutende Beſitzungen. Ihr Hauptſitz, von dem ſie ſtammen, liegt ganz nahe hier auf der Bergreihe. —

Und beherrſcht weit hin die Ebene, unterbrach Expo ſeinen Freund.

Dann ſind die Trautmansdorf, die Thernberge, die Stüchſen, noch manche andre, fuhr der Wildenſteiner fort, vor allen aber iſt der Künringer zu fürchten. —

Wahrlich, dieſen, entgegnete Frangepani, hätte ich nicht erwartet, hier nennen zu hören. Er hat ſich des Herzogs und ſeines Verfahrens gegen ihn eben nicht zu beloben.

Dennoch! dennoch! antwortete Erpo: — Seit er ihn bezwungen, seit er ihn mißhandelt und ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, hängt er mit unverbrüchlicher Treue an ihm.

Wunderbar, erwiederte Frangepani: Ich wäre nicht so geduldig.

Ja, es ist gar vieles wunderbar, was mit diesem Herzog geschieht, nahm der Wildenstein das Wort, und es geht wohl nicht Alles mit natürlichen Dingen zu. Man sagt, er solle einen Stein besitzen, einen Talisman nennen sie ihn, den sein Vater von einem Zauberer im Morgenlande oder in den egyptischen Pyramiden erhalten, der soll die Eigenschaft besitzen, Liebe zu erwecken.

Ach, Possen! antwortete der von Solenau: Sein Talisman ist seine Macht, sein Schwert, sein Zorn, den der Künring fürchtet.

Ich weiß, ihr glaubt nichts, erwiederte der Alte: Und dennoch ist es so. — Wie war denn das mit der Pottendorferinn?

Pottendorf? fiel Frangepani lebhaft ein: Die schöne Frau? Eine geborne Griechinn, glaub' ich?

Ganz recht, sagte der Alte: Diese haßte den Herzog wie die Hölle, sie hetzte ihren Mann gegen ihn auf, sie hatte sogar auf den Mauern ihrer Burg gegen seine Schaaren gekämpft. —

Ich selbst habe sie auf eine sehr entschiedene Weise gegen den Herzog sprechen hören, erwiederte Frangepani.

Nun und diese Frau, fuhr Wildenstein fort, hatte den Herzog kaum erblickt, so war sie sterblich in ihn verliebt.

Das ist seltsam, aber auch wohl ohne Zauber zu erklären, sagte Frangepani: Der Herzog ist ein schöner Mann, er ist ein Fürst, er versteht zu schmeicheln. O wo wäre das Weib, das hier widerstünde! Treue und ältere Liebe, Pflichten und heilige Schwüre, alles wird vergessen, wenn ihre Eitelkeit und ihr Hochmuth seine Rechnung findet.

Ich sage euch aber, es kam gar nicht bis zum Schmeicheln, fiel der Wildenstein ein: Der erste Anblick hatte sie bethört, sie war verloren, wie sie ihn nur sah.

Frangepani schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf. — Aber, fuhr er plötzlich fort, da wäre ja etwas zu versuchen? Ihr Mann kann dem Herzog unmöglich gut seyn. Auf den wäre zu rechnen, und seine Burg bewacht unsre Grenze.

Auf den rechnet nicht, erwiederte Erpo: Das ist ein schwacher tückischer Mensch, mit dem nichts anzufangen ist. Und auf Pottendorf wohnt er auch nicht mehr. —

Nicht mehr? Warum nicht? fragte Frangepani.

Eben wegen jener Geschichte, erwiederte Erpo: So wie ihm die Buhlschaft seines Weibes ganz klar wurde; — denn der arme Tropf hielt sich noch immer an jeden Faden der Möglichkeit, er ist eben selbst noch rasend in seine Frau verliebt — wie er sich's nicht mehr verhehlen konnte, da packte er sie auf, und sie mußte fort auf eines seiner entlegensten Schlösser.

Und sie ließ sich aufpacken? fragte Frangepani: — Das sollte mich wundern. Diese Frau schien mir nicht darnach, um mit sich schalten zu lassen.

O das glaubt ja nicht, fiel Wildenstein ein: Der Ulrich, so sanft und gelassen er aussieht, hat einen Sinn wie Stahl und Eisen, wenn er sich einmahl etwas vorsetzt. Die Griechinn hat wohl nachgeben müssen. Ich glaube, er hätte sie eher umgebracht, wenn sie nicht mit ihm gegangen wäre.

Das sieht mir nicht so schwach und tröpfisch aus, wie ihr sagtet, antwortete Frangepani.

Nein, nein! Ich sage es euch, mit dem Ulrich ist nichts anzufangen, rief der Wildensteiner: Er ist ein Tuckmäuser, eine kriechende Seele.

Er haßt den Herzog, fiel Erpo ein, und wäre doch um keinen Preis zu bereden, mit uns gemeine Sache zu machen.

Laſſen wir ihn denn, erwiederte Frangepani, wenn er nicht mit zu dem großen Zwecke wirken will. Ich denke, wir werden wohl auch ohne ihn und trotz ihm, und den Lichtenſteinen, Stüchſen, und wie ihr die Herren alle genannt habt, doch mit dem Herzog fertig. Mein König hat ein bedeutendes Heer geſammelt, es ſteht zum Aufbruch bereit in den obern Comitaten, und ich bin hier, um mich mit euch, edle Ritter, zu berathen, was hier in Öſterreich und Steyermark für unſre Abſichten zu hoffen ſteht.

Ja, fiel Erpo ein — für's erſte müßtet Ihr aber eure Abſichten klar machen.

Unſere Abſichten? fragte Frangepani verwundert: Ich denke doch, die ſind euch bekannt. Ihr wißt, was ſich euer Herzog gegen unſern König erlaubt, ihr wißt, daß es ihm nur an den gehörigen Mitteln ſowohl an Geld als Leuten gefehlt, um einen ſchon beabſichtigten Feldzug nach Ungarn zu unternehmen, und mit Gewalt durchzuſetzen, was das Mißvergnügen und der Unverſtand einiger Thoren bey uns begonnen hatte, auf deren Mitwirkung ſein geſchmeichelter Ehrgeiz rechnete. Wir wußten das in Ungarn recht wohl, und hätten uns damahls die Gerüchte nicht erſchreckt, die uns die Annäherung eines zahlloſen wilden Vol-

les gegen unſre Grenzen verkündeten, König Bela hätte damahls ſchon ausgeführt, was er jetzt zu thun Willens iſt. So aber mußte der König ſeine gerechte Rache verſchieben; doch fiel ein Schlag, der des Herzogs Plan wohl auf immer zertrümmert hat. Die Nichtswürdigen ſind entlarvt, ergriffen, gefangen geſetzt, und zum Theile bereits hingerichtet, welche in unbegreiflicher Verblendung dem Fremdling die Krone Ungarns angebothen hatten.

So läßt es nun euer König dabey bewenden? entgegnete Wildenſtein: Ja, was haben wir zu hoffen? Wir bleiben verlaſſen —

Habt ihr mich nicht verſtanden? antwortete Frangepani etwas ungeduldig: Der König hat ein Heer beyſammen. Auf unſern nördlichen Grenzen iſt es vor der Hand ruhig, und wir ſind bereit in Öſterreich oder Steyermark, oder in beyde Länder zugleich einzufallen; nur muß der König wiſſen, weſſen er ſich zu Euch zu verſehen hat, auf welche Hülfe er rechnen, welche Streitkräfte er bereit, welche feſten Plätze, welche Päſſe er geöffnet finden wird? Und dieß abzureden, hierüber meinem Könige klaren Bericht geben zu können, iſt der Zweck meines Hierſeyns.

Gut, erwiederte Erpo, das begreifen wir. Ihr

wollt unsre Hülfe, unsre Leute, unsre Burgen vielleicht, wenn es irgend eine Maßregel des Krieges nothwendig machte.

Das könnte geschehn, erwiederte Frangepani: Doch nur in der äußersten Noth.

Schon gut, schon gut! Wir verstehen, antwortete der Solenauer: Unstreitig ist es nicht wenig, was Ihr Herren Magyaren von uns fordert. Indessen — wo man Holz haut, fallen Späne, und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Es wird vielleicht während dieser Fehde, und während ein fremdes Heer in unsern Markungen waltet und hauset, manches Unbeliebige geschehn, Manches, das wir später verwünschen, — wir wollen darüber hinausgehn, wenn nur zuletzt geschieht, was wir wollen. Also zuvörderst, was ist eures Königs eigentliche Absicht mit diesem Kriege?

Ich weiß nicht, bin ich so unglücklich, mich nicht verständlich genug auszudrücken, erwiederte Frangepani, oder ist es euch so schwer, mich zu begreifen? — König Bela überzieht den Herzog Friedrich mit Krieg, um ihn für seine kronenräuberischen Absichten zu bestrafen.

Bestrafen? Wie denn aber? Will er ihn fangen und mit sich nach Ungarn führen? — erwiederte Wildenstein.

Das möchte wohl nicht so leicht werden, erwiederte Frangepani. Aber ins Land eindringen will er, je tiefer, je lieber, und dazu bedarf er eure und eurer gleichgesinnten Freunde Mitwirkung. Es kann nicht fehlen, wenn Viele, die Meisten zusammen halten, wenn sie dem Herzog keinen Zuzug leisten, oder in der Schlacht zu uns übertreten, wenn er nirgends Unterstützung, ja fast überall Widerstand findet, dann muß sein Trotz sich beugen.

Er muß von seinen Hoheits-Rechten fahren lassen, fiel Erpo hastig ein, er muß uns frey gewähren lassen auf unsern Burgen.

Er darf uns dann nicht die Weglagerung wehren, rief Wildenstein—

Und die Mauten und Zölle nehmen, wie er that, rief Erpo: Denkt nur, da hab' ich in Solenau an der Straße, die aus dem Gebirg herausführt, auf meinem eigenen Grund und Boden einen Zoll angelegt. Die Schufte, die Bauern, die da mit Kalk, Holz, Eisen und anderm Grümpel aus den Wäldern hervor mir gerade bey der Nase vorbeyfahren, sollten zahlen! — Nun ich forderte, was billig ist, aber das Gesindel nannte das unerhörten Druck, Grausamkeit u. s. w. Sie liefen zum Herzog, der sandte ein Paar Schreiber und

ſeinen Hofkaplan heraus. Ich wurde gefragt, mit welchem Rechte ich die Mauth angelegt? Mit welchem Recht! Denkt nur, und es war auf meinem eigenen Grund und Boden! Dann ſollt' ich mich ausweiſen, ob ich die Straße erbaut, ob ich ſie unterhielte u. ſ. w. Den Teufel auch! Ich werde dem Geſindel noch eine Straße bauen, daß ſie mir mit ihren Karren vor dem Schloſſe vorbeyraſſeln. Ich ſagte denn, die Straße ginge mich nichts an, die Bauern bedürften ſie, und müßten ſie auch auf eigene Koſten unterhalten. Ja, ſagten die Federfüchſe, dann habt ihr kein Recht auf den Zoll und kurz und gut, ich ſollte die Mauth aufheben.

War es denn beſſer, was der Herzog dem Hadmar von Küuring that? rief der Wildenſtein: Was konnte er ihm vorwerfen? Daß er die Krämer, die ihm mit ihren Ladungen vor den Augen vorüberſchifften, anhielt und zehntete? Hatte er nicht volles Recht dazu? War der Strom nicht ſein und die Anländе desgleichen?

O, es iſt unerhört, wie er uns drückt, ſchrie Expo, und nicht länger mehr zu dulden. Kommt nur herauf mit euern Schaaren, Herr von Frawgepani! Ihr ſollt die Gebirgswege frey finden, und unſre Burgen ſollen euern Leuten geöffnet werden.

Ja, aber wie wäre denn das? fragte der Alte: Wo wollten sie hereinbrechen? Doch hier über die Leytha von der Neustadt her? —

Das möchte ich mir verbitten, fiel der von Solenau ein — hier über das platte Land nicht.

Ich kenne die Plane König Bela's nicht so genau, antwortete Frangepani, und weiß folglich nicht, wohin er den ersten Angriff richten wird, ob gegen Untersteyer oder Österreich. —

Untersteyer? Das käme mir ungelegen, rief Wildenstein: Dort sind meine besten Felder und Weingärten, dort sitzen wohlhabende Leute, die mir eigenhörig sind. — Nein, dort herein kann der Zug des Ungarischen Heeres nicht gehen —

Und warum denn nicht eben so gut als von der Leytha her? Liegt an meinem Solenau weniger als an euren Weinbergen? rief Erpo entrüstet. Nun kamen die Beyden in heftigen Streit, über wessen Besitzungen die Woge des Krieges sich wälzen sollte oder nicht. Frangepani hörte ihnen spöttisch lächelnd eine Weile zu, dann suchte er sie zu verständigen, daß vor der Hand von keiner Richtung des Angriffsplanes die Rede seyn könne, daß man sich für jetzt nur treuer Freunde und Bundesgenossen versichern, und falls — was gar nicht zu vermuthen stünde, der Herzog in der Schlacht den-

noch die Oberhand behalten ſollte, ſich einen ungefährdeten Rückzug freyhalten müſſe. Das ſahen endlich die erhitzten Streiter ein, aber ihre Abſichten gingen weiter. Ihnen war es nicht wie dem König von Ungarn darum zu thun, das Gebieth des Herzogs zu verwüſten, bey welchem Plane doch immer ſie oder ihre Freunde und Genoſſen mitleiden konnten. Expo drang beſtimmt darauf, daß man dahin ſtreben ſollte, ſich im Schlachtgetümmel der Perſon des Herzogs zu bemächtigen, daß man ihn dann auf ein feſtes Schloß führen, und für ſeine Loslaſſung alle jene Bedingungen zu erhalten ſuchen müſſe, die die aufgebrachten Ritter vorzuſchreiben für gut finden würden, und die ihnen volle Freyheit gewähren ſollten, im Lande zu ſchalten, wie es ihnen beliebte. Frangepani hörte mit wohlgefälligem Lächeln dieſe Entwürfe. Zwar däuchte es ihm, daß ſie nicht ſo leicht auszuführen ſeyn würden, als die beyden in ihrer muthigen Weinlaune wähnten. Doch war er nicht abgeneigt, ſie zu unterſtützen, und dem Herzog alles Üble zuzufügen, das über ihn verhängt werden konnte. Da aber die ganze Sache noch ſo entfernt, und von der Art war, daß wahrſcheinlich die Abrede, ſo wie die Möglichkeit der Ausführung von dem Augenblick und der Lage der Umſtände beſtimmt wer-

den mußten, so wurden für jetzt diese Entwürfe bey Seite gesetzt, um sie an Ort und Stelle mit Kraft und List wieder vorzunehmen, und indessen jene Dinge besprochen, die auf die Vorbereitungen des Krieges Bezug hatten. Es wurde gefragt und bestimmt, auf wen von den Bekannten der beyden Ritter sowohl in Österreich als Steyermark mit Sicherheit für des Königs von Ungarn Plane zu zählen seyn würde? Wer etwa noch wankend und daher zu verleiten, zu gewinnen seyn möchte, und wie dieß bewerkstelligt werden könnte? Über dieser Unterredung war es so spät geworden, daß Frangepani den Vorsatz, heut noch auf Rauheneck zu reiten und dort zu übernachten, aufgeben mußte. Es war ihm nicht ganz lieb, denn in einem dunkeln Winkel seines Herzens regte sich doch bisweilen die Erinnerung an Jutta; aber er diente ja nicht der Liebe allein. Für seine wichtigern Plane war heut viel gethan worden, und mehr noch entworfen. Ihm waren ein Paar mächtige Landherren genannt worden, deren Burgen nahe an der ungarischen Grenze lagen, und welche, längst gegen den Herzog aus ähnlichen Ursachen, wie Frangepanis Tischgenossen, aufgebracht, bald für die allgemeine Sache des Adels zu gewinnen seyn würden. Einige nahm Expo, einige Wilden-

ſtein zu bearbeiten auf ſich. Bey Vielen war ohnedieß nichts erforderlich als Beyſpiel und Vorangang, und ſo erhob ſich endlich Frangepani lange nach Mitternacht von Erpo's reichbeſetzter Tafel, ſehr zufrieden mit dem, was er bewirkt hatte, und was noch zu hoffen ſtand, und verſchob den Beſuch bey dem präſumtiven Schwiegervater auf den nächſten Morgen.

Sobald Frangepani von einem unruhigen Schlummer, in welchem wilde Geſtalten, blutige Bilder und gehäſſige Empfindungen die Geſchichte des Tages in ihm fortſetzten, erwacht war, ließ er ſich ſogleich waffnen, ſein Roß vorführen, beurlaubte ſich beym Morgentrunk von ſeinen Freunden, und ſchärfte noch einmahl alle Maßregeln, über welche er geſtern mit ihnen überein gekommen war, ihrem Gedächtniſſe wohl ein. Dann beſtieg er ſein Pferd, trabte über die Zugbrücke hinaus, welche die Burg mit dem Felſen des Mitterberges hinter ihr über eine ſchmale aber tiefe Kluft verband, und ritt den Weg zwiſchen Föhren und Tannen hinab bis ins Thal, das nun plötzlich im Schimmer der hellen Morgenſonne wunderſchön und glänzend vor ihm lag. Rechts über dem hellangeſtrahlten Föhrenwalde glänzten die blanken Zinnen, die feſten Mauern und der dreyeckige

Thurm von Rauheneck herab ins Thal. Unten strömte der Gießbach im Sonnenglanz, wie ein flimmerndes Silberband, durch grüne Wiesen; und vorn, außer der waldigten Schlucht, schweifte das Auge ungehindert über die weit verbreitete Ebene hin, die nur rechter Hand in weiter Ferne von den duftigen Höhen des Leythagebirges begrenzt wurde, während sich der Blick gerade aus und linker Hand in die unabsehbare Ferne verlor. Doch unterschied man wohl von dieser Höhe umbüschte Dörfer, einzelne Burgen, und vor allen die weitverbreiteten Auen und Teiche von Laxenburg, die damahls noch nicht der sommerliche Lustort der Fürsten von Österreich waren.

Frangepani sah das Alles, aber er sah es mit dem Blick des feindlichen Kriegers, der an der Gegend nur ihre Tauglichkeit für die Aufstellung seiner Heerhaufen, und an Gebirg, Wald und Wasser nur die Puncte sieht, woran er seine Flanken lehnen, womit er seine feste Stellung decken, oder woher er dem Feinde Abbruch thun konnte. So hatte er mitten auf dem Berge eine Weile still gehalten, und sich das Alles reif überlegen wollen, bis ihm einfiel, daß sich von den Warten von Rauheneck aus, die Fläche, die Lage der Ortschaften, die Entfernungen, mit einem Worte alles, was

er beabsichtigte, noch besser würde erkunden lassen, und so trat auf einmahl der Wunsch, mit Jutta's Vater zu sprechen, wieder heller vor seine Seele. Rascher trieb er sein Pferd den Rest des sanften Abhanges hinab, setzte über den Bach, trabte den gegenüberstehenden Berg hinan, wie die Nachweisungen seiner Freunde auf Rauhenstein ihm den Weg gezeichnet hatten, und stand bald vor dem breiten tiefen Graben, der das Schloß damahls umgab, und wo die natürliche Lage der Felsen und Klüfte geschickt zur Befestigung desselben benützt war. Ein Knecht auf der äußersten Warte gewahrte den Kommenden, sogleich wurde seine Ankunft im Innern der Burg gemeldet. Mehrere Knappen erschienen, dem fremden Ritter beym Absteigen behülflich zu seyn, und die Pferde zu versorgen, während andre ihn die steile Treppe hinaufleiteten, ihn im Tafelsaale zu verziehen bathen, und Einer von ihnen sich beeilte, dem Burgherrn den Nahmen des fremden Gastes zu melden. Während jener Knabe ging, hatte Frangepani Zeit, sich in dem Gemache umzusehen, und aus der festen Bauart des Schlosses, aus der Menge der Bedienung, aus dem kostbaren Geräthe von Gold, Silber und edlen Steinen, welches hier den Credenztisch und die Wand hinter demselben bis fast an die

hohe Decke des braun getäfelten Zimmers schmückte, sich einen angenehmen Begriff von der Wohlhabenheit, ja dem Reichthum dieses Hauses abzuziehen, mit dem er sich zu verbinden Willens war. Jutta, seine ausersehene Braut, war also nicht bloß von lieblicher Gestalt und sittsamer Geberde, sie war auch die einzige Tochter eines edlen und sehr reichen Hauses. Alle diese Bemerkungen, verbunden mit der Zufriedenheit, die ihm seine gestrigen Bestrebungen gegeben, stimmte den sonst ernsten Mann ziemlich heiter, und in der festen Überzeugung, auch hier bald an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, ging er, so wie er Schritte vor der Thüre hörte, mit froher Zuversicht dem Ritter entgegen, in welchem er seinen künftigen Schwiegervater zu sehen und zu ehren gesonnen war.

Die Thüre ging auf; von dem Edelknaben begleitet, der den Ritter zu melden gegangen war, trat ein ansehnlicher Greis ein, in einfacher aber anständiger Haustracht, der den bisher unbekannten Gast mit Achtung und freundlicher Höflichkeit begrüßte. Obwohl nun an der Art, wie der Ritter von Rauheneck den ihm völlig fremden Mann bewillkommte, wohl mit Grunde nichts auszusetzen war, so glaubte Frangepani doch zu fühlen, daß

dieſe Begrüßung für den künftigen Sohn des Hauſes etwas zu kühl und zu förmlich ſey.

Ich habe doch die Ehre mit dem Ritter von Rauheneck zu ſprechen? fragte er jetzt, nachdem die erſten begrüßenden Worte geſprochen waren.

Der bin ich, erwiederte der Greis: Man hat mir eure Ankunft gemeldet, — die ich, die Wahrheit zu geſtehen, früher erwartet hatte. Doch nehmet Platz, Herr Ritter, und du, Leutold, beſorge uns das Frühſtück! Der Edelknabe verließ den Saal, die Herren ſetzten ſich. — Es war etwas in des Rauheneckers Benehmen, das Frangepani wie Zwang oder Verlegenheit vorkam, es wollte ſich kein zuſammenhängendes Geſpräch geſtalten, und als jetzt mehrere Knechte, alle in die Farben des Hauſes gekleidet, mit ſchweren vergoldeten Pokalen, mit Schüſſeln von getriebenem Silber, auf denen ein Wildbraten und warme Kuchen dampften, eintraten, Alles auf dem Tiſche ordneten, und den Herren zierliche Becher, von ſchön verſchnittenem Kryſtall in Gold gefaßt, hinſetzten, da meinte Frangepani zu bemerken, als wäre der alte Ritter froh, daß die Sorge für die Bewirthung ſeines Gaſtes, und die Beſchäftigung des Eſſens, ihn eines weitern Geſpräches überhöbe. Schon ein Paar Mahl hatte er verſucht, mit Feinheit dem eigent-

lichen Zwecke seines Besuches näher zu kommen, aber der alte Ritter war ihm eben so oft entweder zufällig, oder mit Vorsatz ausgewichen. Das befremdete den Gast immer mehr; der Alte war so wortarm, so trüb und düster, und der Gedanke: Wie, wenn seine Tochter krank oder gar gestorben wäre? stieg plötzlich in Frangepani's Seele auf. Sogleich überwand diese Vorstellung alle andern Bedenklichkeiten, und ohne weitere Einleitung fragte er den Greis, ob er und seine Angehörigen alle vollkommen wohl und gesund wären?

Der Ritter blickte seinen Gast etwas verwundert an, und erwiederte nach einer kleinen Pause: Gottlob, Herr von Frangepani, wir sind alle wohl.

„Verzeiht, edler Herr, wenn ich euch sage, daß eine sichtbare Verstimmung, die ich an euch bemerke, mich sehr natürlich auf den Gedanken brachte, daß irgend eine wichtige Ursache —“

Ihr mögt wohl Recht haben. Aber es muß deßwegen nicht eben Krankheit oder Übelbefinden der Unsrigen seyn. Es gibt Umstände genug, die uns einen harten Zwang auferlegen, und eben so wenig in unserer Macht stehn, als unsere Gesundheit.

„Das ist wahr. Doch da ihr bereits vermuthen könnt, edler Herr, welche Absicht mich hierher führt, und daß ich mich deßhalb euerm Hause,

und Allem, was dasselbe betrifft, nicht mehr für ganz fremd halte, erwiederte Frangepani verbindlich, so werdet ihr es, wie ich hoffe, nicht übel deuten, wenn ich mich geradezu nach der Quelle eures Mißmuthes erkundige.“

Der Rauhenecker erhob das gesenkte Haupt, und sah seinen Gast abermahls nicht ohne Befremdung an. Wahrlich, Herr von Frangepani, sagte er, auch ich hoffe, ihr werdet es nicht übel deuten, wenn ich euch sage, daß ich diese Frage, ja wohl, die Wahrheit zu gestehn, selbst euren Besuch, nach so langer Zeit, nach so langem, unerklärlichen Stillschweigen, kaum mehr erwartet hatte.

Frangepani fühlte sich ein wenig betroffen durch diese nur zu wahre Bemerkung. Aber er faßte sich schnell. Ich gestehe, Herr von Rauheneck, ihr könntet wohl Ursache haben, also zu sprechen, und der Schein mag wider mich seyn; doch ist es nur Schein. Als ich euch vor freylich längerer Zeit durch den Herrn Abt von Heiligen-Kreuz fragen ließ, ob es euch wohl genehm seyn würde, wenn ich über kurz oder lang um die Hand eures Fräuleins Jutta anhalten würde —

Da erkundigte ich mich überall, fiel der Alte ein, wo ich gerechte Auskunft zu finden hoffen konnte, als ein rechtlicher Mann und vorsichtiger Va-

ter nach Herkommen, Sinnesart, und Umständen des hochangesehenen Freyersmannes.

„Und fandet, wie ich hoffe, das alles, wie ihr es erwarten konntet,“ unterbrach ihn Frangepani mit stolzem Selbstgefühl.

Gewiß, Herr Ritter, darum war auch meine Antwort darnach: Ich und meine Tochter fänden uns geehrt durch euern Antrag, wird euch der Herr Prälat, mein geistlicher Nachbar, berichtet haben.

„Von euch, edler Herr! hat er mir gemeldet, daß ihr meinen Antrag so aufgenommen, wie ich es hoffte. Von Fräulein Jutta's Gesinnung machte seine Antwort keine bestimmte Erwähnung.“

Wäre auch nicht weiter nöthig gewesen, wenn alles so geblieben wäre, wie es damahls war; denn bey uns ist es der Regel nach nicht Sitte, daß die Töchter bey ihrer Verheirathung einen andern Willen als den ihres Vaters, oder überhaupt nur irgend einen Willen hätten. In dieser Voraussetzung ließ ich euch jene Antwort melden.

„Wenn dem also ist, so darf ich die freudige Hoffnung nähren —“

Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden, Herr Ritter! Ich sagte: Wenn Alles so geblieben wäre, wie es war —

„Und was hat sich denn verändert?“ fragte Frangepani etwas gespannt.

Viel, sehr viel, fiel der Alte ein: Hört, Herr Ritter! Da es eure ehrliche Absicht war, meine Tochter zu eurem ehelichen Gespons zu erkiesen, so fühle ich mich verpflichtet, euch reinen Wein einzuschenken, so wie ich liebe, daß mir gethan wird.

„Ich erwarte eure Erklärung mit Ungeduld.“

Meine Tochter hat sich nicht immer in meinem Hause aufgehalten. Du lieber Gott! Wenn man keine Hausfrau mehr hat, alt und grämlich wird, ist es für einen Witwer eben so schwer, eine erwachsene Tochter bey sich zu haben, als es einem jungen Mädchen traurig und einsam auf der öden Waldburg des Vaters vorkommen muß. So willigte ich denn in das ehrenvolle Ersuchen unserer Frau Herzoginn ein, ihr das Mädchen, das sie liebgewonnen hatte, zu überlassen, und so trat Jutta vor einigen Jahren ihren Dienst als Hoffräulein an, und bedung sich bloß aus, alle Jahre ein Paar Mahl einige Wochen bey dem Vater zuzubringen.

„Das habe ich zum Theile in Wien schon vernommen, auch gehört, wie großer Gunst sich das Fräulein am Hofe bey dem seligen Herzog und seiner Gemahlinn zu erfreuen gehabt.“

Nun, wahr bleibt wahr! Mein Kind iſt brav, und Niemand kann ihr mit Recht etwas vorwerfen. Niemand, Herr Ritter — als ihr Vater.

„Sollte das wirklich der Fall ſeyn? Solltet ihr unzufrieden mit Fräulein Jutta ſeyn?“

Der Alte ſchwieg eine Weile, und ſaß mit niederhängendem Haupt, wie in tiefen Gedanken. Dann erhob er ſich raſch, als hätte er ſeinen Entſchluß gefaßt und begann: In Gottes Nahmen denn! Ihr müßt es doch früher oder ſpäter erfahren. Aber glaubt mir, es wird einem Vater nicht leicht, dem Fremden zu geſtehen, was ihm an ſeinem einzigen Kinde leid thut. Der Alte ſchwieg abermahls; Frangepani, durch dieſen Anfang höchſt unangenehm berührt, ſprach ebenfalls nicht, und ſeine Gedanken ſchweiften in wilden Vermuthungen hin und her.

Endlich unterbrach der Rauhenecker die Stille, und ſagte: Ihr werdet gehört haben, daß es am Hofe unſers ſeligen Herzogs ſehr glänzend herging. Er ſchien ſich eben die Hofhaltung ſeines nahen Stamm-Verwandten, unſers erlauchten Kaiſers Friedrich des Zweyten, bey dem er oft und viel lebte, zum Muſter genommen zu haben, und ſie im Kleinen nachahmen zu wollen. Wie dort — nach dem, was ich mir ſagen laſſen, ſo gab es auch in Wien in der Hofburg, und auf dem Kahlenberger-

Schlosse, kurz, wo der Herzog Hof hielt, immer eine Menge Lautenspieler, Sanges-Meister, und wie alle die müssigen Gesellen heißen, um ihn, die in unsern Tagen von Land zu Land, von Burg zu Burg ziehn, um mit ihren Weisen und Künsten die Ohren der unbeschäftigten Hofleute zu kitzeln, und sich hinwiederum von ihnen ansehnliche Spenden zu verdienen, und der Herzog fand großen Gefallen an ihnen.

„Aber, Herr von Rauheneck, fiel ihm Frangepani etwas ungeduldig in die Rede: Welchen Zusammenhang hat das Alles mit meinen Wünschen?“

Ach, lieber Herr! einen uns zu nahen. Habt ihr nie von dem Meister Heinrich von Ofterdingen gehört?

„Ihr nennt da einen berühmten Nahmen.“

Ja, ja, berühmt mag er wohl seyn, wie es so ein Meister brodloser Künste seyn kann.

„Ein großes Gedicht, welches er verfaßt, soll eurem verstorbenen Herzoge zu Ehren gedichtet worden seyn, wie man erzählt. Aber was soll es mit diesem Meister Ofterdingen?“

Ihr kennt ihn nicht persönlich?

„Nicht daß ich wüßte.“

Nun es ist ein hübscher, wohlgewachsener

Mann, und er iſt nicht unerfahren in ritterlicher Sitte. — Da hat denn ſeine Kunſt, ſein Ruhm, ſein einſchmeichelndes Weſen —

„Ha! ich errathe! unterbrach ihn Frangepani heftig: Eure Tochter und der Meiſter —“

Ihr habt es getroffen. Sie lernte ihn am Hofe kennen. Nun, wie geſagt, er iſt hübſch von Perſon, und an ſeiner Herkunft iſt auch nichts auszuſetzen. Indeſſen könnt ihr denken, daß ich eine ſo thörichte Liebe nie gut heiſſen konnte.

„Das erwartete ich von eurer Klugheit.“

Was ſoll einer Jungfrau aus edlem angeſehenen Hauſe ſo eine fahrende Lebensweiſe? Was ſoll ihr eine Verbindung mit einem armen Schlucker, der nichts auf der Welt beſitzt, als ſeine Cyther, und beſtändig die Füſſe unter fremden Tiſchen haben muß! So einer gehört meiner Meinung nach gleich zu den Gauklern, Spruchſprechern, und andern Schalksnarren, und ſo könnt ihr denken, daß ich darein wetterte, als ich vor ein Paar Jahren hinter den ſaubern Liebeshandel kam.

„So lange iſt es ſchon?“

Ja, wohl noch länger. Ich nahm die Dirne vor, ſie mußte bekennen, und that es denn auch mit tauſend Thränen.

„Und ihr machtet ihr die Unschicklichkeit einer solchen Verbindung einsehen?“

Das nicht. Was soll das lange Zureden? Das ist keines Kriegsmannes Sache. Ich machte es kurz, donnerte sie an, und drohte ihr mit meinem Fluche, bis sie gelobte, was ich verlangte, den Meister nie wieder zu sehn. Und ich muß ihr das Zeugniß geben, sie hat Wort gehalten.

„Nun so ist ja Alles abgethan, und ich sehe nicht“ —

Hört nur weiter! Der Offterdingen verschwand aus Wien, aus Österreich. Es hieß, er sey nach dem heiligen Land gewallfahrtet, andere wollten ihn bey den Schwert-Rittern in Litthauen gesehen haben.

„Er ist Ritter?“

Ja wohl, aber ein armer Wicht ohne Land und Leute. Es ging alles gut, das Mädel sah wohl etwas bleich und trübe aus, aber ich dachte, das wird sich schon geben, wenn einmahl der rechte Freyersmann erscheint, und da kam mir denn den vorigen Herbst euer Antrag, edler Herr, sehr willkommen.

„Das hoffte ich.“

Ich ritt sogleich nach Wien, wo die verwittwete Herzoginn sich eben damahls aufhielt, und mei-

ne Tochter mit ihr. Ich nahm das Mädchen vor, ich erklärte ihr, daß ſie eure Braut und künftige Ehewirthinn wäre. Großer Gott! Was mußte ich da hören!

„Nun?“

Der Offterdingen war aus dem gelobten Lande wiedergekehrt, gerade wie der Herzog ſich wehrhaft machen ließ, er hatte ſich verkleidet in den Tafelſaal geſchlichen —

„Wie ſieht er aus?“ unterbrach Frangepani haſtig den Alten, denn es wurde eine Vermuthung hell in ihm.

Er mag wohl nicht viel kleiner ſeyn, als ihr, aber ſchmächtiger. Er hat braunes Haar, dunkle Augen —

„Er iſts! er iſts! rief Frangepani: Es iſt der Landſtreicher, den ich in Viſchamend getroffen, und den für ſeine Frechheit zu züchtigen, mich nur der Wahnſinn meines tollen Bruders abhielt.“

So kennt ihr ihn? Und er hätte es gewagt?

„Er benahm ſich mit einem Stolze gegen mich, den kaum ein Fürſt ſich erlauben dürfte. Dann hörte ich ihn ſpäter auf ſeiner Laute klimpern und ſingen.“

Ja, das ſieht ihm gleich, hochmüthig und ein-

gebildet, wie alle dieſe Gaukler. Nun da hatte ihn denn die Tochter wieder geſehn.

„Da hat ſie ihr gegebenes Wort eben nicht zum Beſten gehalten,“ bemerkte Frangepani höhniſch.

Sie hat es gehalten, verſetzte der Alte eifrig: Sie hat es gehalten, wie ich es von meinem Kinde nicht anders erwarten konnte. Aber ſie hatte nicht ſchwören können, ihn auch nicht unverſehens zu erblicken.

„Hm! wir verſtehen!“

Nein! ihr verſteht nicht, wenn ihr Unrecht von meinem Kinde denkt, erwiederte Rauheneck noch eifriger: Es war zufällig, und ihres Verſprechens gedenk, mied ſie ſeine Gegenwart.

Frangepani ſchwieg, aber ein ungläubiges Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund.

Der Alte fuhr fort: Sie hatte ihn wohl gemieden, er hatte ſie aber deſto eifriger aufgeſucht; er hatte ſie zu ſprechen geſtrebt. Es kamen ihr die Reimen und Weiſen zu Geſicht, in welchen er ſie, bald wie eine heidniſche Göttinn, bald wie eine Heilige erhob — kurz dem Mädel war der Kopf, den ich ihr ſo ſchön zurecht geſetzt hatte, völlig wieder verdreht. — Dazu gab es dienſtfertige Freundinnen, die ſaubere Pottendorferinn.

„Auch ihr erwähnt dieſer ſchönen Frau ungünſtig?“

Ja, ſchön iſt ſie wohl; das iſt aber auch ihr ganzes Verdienſt, denn ſonſt taugt ſie gar nichts. Sie iſt ihrem braven Mann untreu, und macht ihm mit ihrer Buhlſchaft das Leben zur Hölle, und weil ſie nun ſelbſt ſchlecht iſt, ſucht ſie auch andere zu verführen.

„Sie machte die Vermittlerinn? —“

Freylich wohl! Sie iſt ja eine Griechinn, und die ſind alle voller Ränke und Falſchheiten, und viel zu fein für uns ehrliche Deutſche. Sie wußte dem Mädel ſo viel vorzuſchwatzen, ſie ließ ſie ſo viel von des Herzogs Gunſt für den Offterdingen hoffen, daß es, ich verſichere euch, meiner ganzen Standhaftigkeit und meiner väterlichen Gewalt über die widerſpenſtige Dirne bedurfte, um ſie nach tauſend Gegenvorſtellungen, Winkelzügen, Thränen und Jammer, endlich zur Einſicht zu bringen, daß ſie nun und nimmer dem Cytherſchläger angehören könne, und daß ſie euch zur Braut beſtimmt ſey.

„Das klingt nicht eben ſehr ſchmeichelhaft,“ verſetzte Frangepani gereizt.

Je nu! Wahr bleibt Wahr! Sie gab aber endlich nach, ſie gelobte mir von Neuem den Spielmann nie wieder zu ſehn, und alles hätte ſich ge-

fügt, und alles wäre ins Geleise gekommen, wenn ihr gekommen wäret, und das Eisen geschmiedet hättet, so lange es warm war —

„Das heißt, wenn ich die von euren Drohungen eingeschüchterte Braut, die eines Andern, eines Unwürdigen Bild im blutenden Herzen trug, mit eurer Hülfe zum Altar geschleppt hätte? Verzeiht! Dazu ist ein Frangepani zu stolz.“

Aber verzeiht auch ihr mir! erwiederte der Rauhenecker unmuthig: Das habt ihr nicht gewußt, das konnte euch kein Mensch sagen, und das konnte also nicht die Ursache eures Ausbleibens seyn.

„Es war es nicht, erwiederte Frangepani mit Trotz — denn zu einer Ausflucht werde ich mich nicht herablassen. Die Verwirrungen in Ungarn, die drohende Gefahr eines Einfalls von Seite der Mongolen — das waren die wichtigen Ursachen, die mich abhielten, an Liebe und Brautfahrt zu denken, und gegen welche meine Wünsche in keinen Kampf treten konnten. Doch jetzt bin ich hier, und gesonnen, dieß Geschäft und noch mehr Anderes mit euch abzuthun.“

Ja, Herr Ritter! erwiederte der Alte mit einem Seufzer: Wenn nur noch Alles so stünde, wie im vorigen Herbst!

„Und was steht denn anders?“

Der Herzog selbst, unser allergnädigster Herr, nahm sich seitdem dieser Angelegenheit und des Lautenschlägers eifrig und öffentlich an. Er überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen, und übertrug ihm bald darauf ein ansehnliches Lehengut hier an der Grenze. Da war er nun ein gemachter Mann!

„Weiter! Weiter!“ rief Frangepani, in welchem Zorn und Ungeduld immer höher aufwallten.

Und als ich von dem allen keine Kunde nahm — denn was geht es mich an, an welchen von seinen Hofschranzen oder Gauklern der Herr seine Güter verschleudern will? — da ließ er mir eine Weile darauf durch eine eigene Bothschaft sagen: Ich würde ihn sehr verbinden, wenn ich meine Tochter dem Sanges-Meister zur Frau geben wollte.

„Tod und Teufel! Und ihr?“

Ich habe dem Herzog in aller Unterthänigkeit zurück vermelden lassen, sein Wunsch würde mir in jedem andern Falle Befehl seyn, nur bey der Verheirathung meiner Tochter wäre mein Willen nicht mehr frey, indem ich bereits mein Wort verpflichtet, und Jutta's Hand euch zugesagt habe. Hierauf wurde der Herr ganz wüthend, und erklärte: Er werde es nimmer zugeben, daß ich meine Tochter,

eine der reichſten Erbinnen des Landes, an einen Ausländer verheirathe.

„O ich verſtehe! Ich verſtehe! rief Frangepani auf's äußerſte entrüſtet: Der Streich gilt mir. Es iſt der alte Haß, die alte Rache! Aber ſie ſoll ihm vergolten werden, ſie ſoll ihn treffen! — Was ſeyd ihr geſonnen zu thun?“ unterbrach er ſich ſelbſt.

Was ich thun möchte, weiß ich wohl, erwiederte der Greis: Mein Haus- und Vaterrecht behaupten —

„Das er ſo ſchmählich gekränkt hat. Recht, Herr von Rauheneck! Behauptet es! Gebt mir eurer Tochter Hand, ich brenne vor Ungeduld, einen ſo wackern Mann Schwiegervater zu nennen.“

Der Alte ſah den Ritter zweifelnd und verwundert an, dann ſagte er: Euer Eifer muß mich freuen, obgleich ich ihn kaum erwartete. Ich wünſchte freylich euch meine Tochter vermählen, und mein Wort löſen zu können. Aber ich fürchte, ich werde müſſen; was ich nicht will.

„Nicht doch! rief Frangepani: Eure Burg iſt feſt. Eure Mannen ſind zahlreich —“

Wie meint ihr? rief der Greis beſtürzt: Offene Widerſetzlichkeit gegen meinen Lehnsherrn? Erklärte Fehde? —

„Ich ſage nicht, daß ihr ihm förmlich abſagen

und gegen ihn zu Felde ziehen sollt. Das möchte mißlich seyn, wenigstens bis ihr euch mehrerer gleichgesinnter Freunde versichert hättet, denn der Herzog hat jetzt noch große Macht im Lande. Aber laßt euch in eure heiligsten Rechte nicht von ihm eingreifen! Was bleibt denn noch unversehrt und ungekränkt, wenn es der Wille des Vaters über seine Kinder nicht ist?“

Ihr habt wohl Recht, Ritter! Es ist unerhört.

„Unerhört und grausam, himmelschreyend, behaupte ich. Was soll aus den ersten Häusern des Landes werden, wenn es dem Vater nicht mehr zusteht, sich einen ebenbürtigen edlen Schwiegersohn zu wählen? Wenn die Erbtöchter dazu verwendet werden sollen, des Herzogs Günstlinge zu belohnen? Stellt euch einmahl das unwürdige Loos eurer Tochter an der Seite des Spielmannes recht lebhaft vor, wie sie mit ihm Burg zu Burg zieht“ —

Ach! das ist nicht so! rief der Alte schmerzlich: Und das ist's eben, was mich so tief beugt. Meiner Jutta Sinn ist verblendet. Sie wird sich an des Offterdingen Seite gar nicht unglücklich fühlen, sie wünscht nichts anders. Und, Herr Ritter! der Besitzer von Emerberg, der Schwiegersohn des Rauheneckers, kann auch für immer und ewig sei-

ne Cyther an den Nagel hängen, und luſtig und vollauf auf ſeinen Burgen leben.

„Und euer gerechter Zorn? Und eure Vaterrechte? Und euer gegebenes Ritterwort?“

O laßt mich, laßt mich! rief der Greis: Ich weiß das Alles. Ich fühle tief, wie gekränkt ich bin. Aber was kann ich thun?

„Behaupten, was Euer iſt — dem Herzoge die Tochter für ſeinen Liebling weigern.“

Und das Schickſal der Künringe erwarten? Ach ihr kennt den Herzog nicht. So prächtig und großmüthig er gegen die ſeyn kann, die ſeinen Willen erfüllen, ſo ſchrecklich iſt es, ſeinen Zorn auf ſich zu laden. Und ich bin alt, und mein Arm kann Schwert und Speer nicht mehr ſo führen, wie vor dreyßig Jahren.

„Dafür habt ihr einen Schwiegerſohn gewonnen, der eure Rechte und euer Leid zu dem ſeinigen macht. Ihr habt Nachbarn und Freunde, welche, gleichmäßig in ihren Freyheiten gekränkt wie ihr, zu euch halten, und gemeinſame Sache mit euch machen werden, und endlich habt ihr ja den mächtigſten Rückhalt an dem Ungariſchen Heere, das nächſtens, entweder in Öſterreich oder in die Steyermark einfallen, und dieſe Gegenden beſetzen wird.“

Was sagt ihr? rief der Rauhenecker erstaunt: Ein Ungarisches Heer?

Frangepani setzte dem Ritter nun weitläufig auseinander, was er gestern mit dessen beyden Nachbarn besprochen und abgeschlossen. — Wohl sträubte sich das Pflichtgefühl, die alte Treue gegen den Lehensherrn, der rechtliche Sinn des Ritters gegen diese Entwürfe. Aber Frangepani wußte so geschickt seine Kränkung als Vater, und Haupt seines Hauses zu benützen, sein verpfändetes Ehrenwort so eifrig geltend zu machen, ihm das, was ihm schon widerfahren, und was ihm noch drohte, in so grellem Lichte ansehn zu machen, daß er endlich den Greis dahin brachte, wohin er wollte, nähmlich sich an die Sache der rebellischen Landherrn anzuschließen, auch seine Burg, wenn es Noth thäte, den Feinden zu öffnen, und die ganze Verabredung vor der Hand noch als ein heiliges Geheimniß zu bewahren. Zuletzt ließ er sich von dem Ritter noch die Burg, ihre Vertheidigungs-Mittel, ihre Lage, die Stärke ihrer Besatzung u. s. w. zeigen, und der gewandte Blick, mit dem er alles auffaßte, die zweckmäßigen Verbesserungen und Anstalten, die er vorschlug, die Kriegserfahrung, die er entwickelte, als er, mit dem Alten auf der Zinne des Thurms stehend, das Land

weit umher mit dem Blicke eines Feldhauptmannes überſchaute, und alle Vortheile, alle Gefahren, die ein heranziehendes Heer hier finden könnte, klug berechnete, da hob ſich immer mehr des Alten gedrückter Geiſt, ſein Muth kehrte mit der Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang zurück, er gewann eine ſehr hohe Meinung von ſeinem Schwiegerſohne, und meinte, daß er, von dieſem unterſtützt, in der kommenden Lage der Dinge, und bey den Bedrängniſſen, die dem Herzog von allen Seiten drohten, ſchon ſein Haupt etwas ungeſtrafter würde erheben dürfen.

Wir haben Herrn Ulrich und ſeine ſchöne Frau an dem verhängnißvollen Abend nach dem Turnier verlaſſen, ihn mit einer bedeutenden Verwundung, ſie in den ſüßen und bittern Schmerzen einer entſtehenden Leidenſchaft. Mit einem Herzen voll Beſchämung und Sorge für den Gemahl, und von ſtürmiſchen neuen Gefühlen zerriſſen, kehrte ſie an der Seite der Frau von Künring in die Stadt zurück, zitterte, dem Gemahl, der ſich mit Recht beleidigt fühlen konnte, vor Augen zu treten, war doch auch ernſtlich um ihn beſorgt — denn es war ihr nicht entgangen, daß er bedeutend litt — und

dennoch drängte sich zwischen alle diese Vorstellungen das blendende Bild des Herzogs vor, und machte sie auf Augenblicke wie durch eine Art von Bezauberung alles Übrige vergessen. So kam sie in die Stadt, und fand — denn der Leser wird sich erinnern, daß ihre Rückkehr sich sehr verspätet hatte — ihren Mann bereits unter den Händen seiner Leute, und des Haus-Arztes, eines alten biedern Geistlichen, der sehr bedenkliche Mienen machte, und die Quetschung, die Herr Ulrich erhalten, für gefährlich erklärte. Wirklich hatte sich auch, noch während des Verbandes, ein tiefer betäubender Schlummer auf den Kranken gelegt, aus dem er selten und nur auf Augenblicke erwachte, und obwohl dieser Zustand ihn zu Melisendens Beruhigung, sowohl seinen körperlichen Leiden, als jedem Rückblick auf die nächste Vergangenheit zu entnehmen schien, so war es doch gerade diese Betäubung, die den Arzt schreckte, und ihm die lebhaftesten Besorgnisse einflößte. Zwey Tage hatte der Zustand des Kranken so fortgewährt. Melisende war wirklich bekümmert und betrübt um ihren Gemahl; denn noch behauptete die auf die reinste Achtung gegründete Neigung, die sie für ihn gefühlt, ihre Herrschaft in ihrem Herzen, und die rührenden Beweise seiner innigen Zärtlichkeit, die

er ihr mitten unter heftigen Schmerzen, ja selbst im halb unbewußten Zustande gab, und die sie überzeugen mußten, wie unumschränkt sie, nach allem was vorgegangen, in diesem Herzen herrschte, verbanden sich mit jener Besorgniß, und halfen ihr in den ersten Tagen allzugefährliche Erinnerungen verscheuchen. Aber am dritten Tage erschien vor dem Hause des Herrn von Künring ein Edelknabe, in die Farben des Herzogs gekleidet, und ihm folgte auf einem schöngeschirrten Pferde des herzoglichen Marstalls ein bejahrter ansehnlicher Mann in schwarzer Kleidung. Das war der italienische Arzt und berühmte Meister Trivulzio, den des Herzogs Vater am Hofe Kaiser Friedrich's kennen gelernt, und unter glänzenden Bedingungen vermocht hatte, mit ihm nach Wien zu ziehen. Seit dem Turniere war der Herzog auf dem Kahlenberger-Schlosse bey seiner Mutter Theodora gewesen, um ihr von allen den Feyerlichkeiten Bericht abzustatten, und das trübe Leben der Matrone mit dem Sonnenglanze des Ruhmes und der Freude ihres Sohnes zu erhellen. So war er erst den gestrigen Abend wieder nach Wien zurück gekommen, und hier erfuhr er, durch das Gerücht, daß Ritter Ulrich gefährlich an jener Wunde, die er im Turniere erhalten, darnieder liege.

Da schlug ihn sein Gewissen, er war sich bewußt, daß jener Hieb nicht ganz ritterlich, nicht nach den Turniergesetzen geführt gewesen war, und sogleich beschloß er, was er vermochte, aufzubiethen, um wieder gut zu machen, was er verschuldet. Gleich am nächsten Morgen wurde Meister Trivulzio in des Herzogs Schlafgemach beschieden, wo ihm dieser auftrug, den verwundeten Ritter auf der Stelle zu besuchen, alle seine Kunst zu dessen Wiederherstellung aufzubiethen, und sich eben so dafür zu bemühen, als wenn Er, der Herzog selbst, es wäre.

Mit dieser Sendung kamen nun der Edelknabe und der Meister in Künrings Haus, und wurden von diesem mit aller Auszeichnung aufgenommen. Nicht ohne Bewegung erblickte Melisende den Mann, den der Herzog selbst gesendet, der vielleicht eine Bothschaft von ihm an sie hatte. Er hatte keine; denn in jenen Augenblicken, wo ein besseres Gefühl den Herzog getrieben hatte, sich des verwundeten Feindes anzunehmen, war wirklich Melisende, und was er früher von ihr gedacht, wegen ihr gefühlt, aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Trivulzio handelte bloß als Arzt sein Amt, er untersuchte den Kranken, der wenig von dem wußte, was mit ihm vorging, erklärte den Fall allerdings für bedenklich, äußerte aber, daß

des Ritters kräftige Jugend, und die gute Pflege, die er genoß, Grund zur besten Hoffnung gäben, und daß er ihn mit Gottes Hülfe herzustellen hoffte.

Eine Centnerlast fiel durch diese Erklärung des fremden Arztes von Melisendens Herzen; denn die Gefahr des Gemahls und die Nähe seines Todes hatten das Bewußtseyn ihrer Schuld gegen ihn ungemein vergrößert, und es kam ihr vor, wie sie wieder zu hoffen begann, als hätte sich ihr Unrecht gegen ihn gemindert. Bald schlugen auch die zweckmäßigen Vorschriften des Italieners segensreich an. Des Kranken Bewußtseyn kehrte öfter und dauernder zurück, und nach Verlauf von einigen Tagen glaubte der Meister für sein Leben gut sagen zu können, nur würde, erklärte er Melisenden und ihren Freunden, die Heilung langsam vor sich gehen, und wohl noch manche Woche verstreichen, ehe Herr Ulrich ganz hergestellt seyn werde.

Melisende und die Künringischen waren hocherfreut über diesen Ausspruch, so fern er auch das letzte Ziel ihrer Hoffnung hinaus steckte, und auch der Ritter unterwarf sich geduldig der nicht schmerzlosen langwierigen Behandlung. Melisendens sorgfältige Pflege, die Freundschaft seines Hein-

richs und seiner Frau, die Besuche manches andern treuen Gefährten, erheiterten sein beschränktes und wohl noch trübes Daseyn. Die nächste Vergangenheit war ihm wie in Dämmerung gehüllt, und er vermochte sich noch nicht deutlich alles dessen zu erinnern, was vor oder beym Turniere geschehen war; darum lebte auch kein Groll weder gegen Melisenden, noch gegen Friedrich in seiner Brust, vielmehr nahm er sehr dankbar seines Fürsten gütige Sorge für ihn an, und so vergingen ein Paar Wochen trübe, leidensvoll, aber friedlich.

Allmählig aber änderten sich die Verhältnisse. So wie Ulrichs Leben außer Gefahr war, traten die mächtigen Gefühle, welche Melisendens Erscheinung und noch mehr ihr Benehmen in dem Herzog aufgeregt hatten, wieder in ihr voriges Recht, und mit ihnen entwickelte und stärkte sich je mehr und mehr der Wunsch, jene so schnell abgebrochene Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, und sich der schönen, geistvollen Frau wie immer möglich zu nähern. Seines Arztes nothwendige Besuche bey ihrem Manne bothen die erwünschteste Gelegenheit, und auf des Italieners Schlauheit wie auf seine Bereitwilligkeit, für guten Gewinn alles zu unternehmen, konnte er aus frühern Er-

fahrungen zählen. Sein Plan war daher bald entworfen. An Widerstand und Schwierigkeit von Melisendens Seite glaubte er nicht, und dieß Bewußtseyn hob ihn zugleich über manche Bedenklichkeit hinaus, welche sein besseres Gefühl ihm einwarf. Die Angelegenheiten Jutta's und des Meisters Heinrich bothen den löblichsten und natürlichsten Vorwand. Trivulzio wurde unterrichtet, es wurde ihm seine Rolle gegeben, in die er geschickt einging, und so wie die ersten sorgenvollen Tage bey dem Verwundeten vorüber waren, wußte er bey der nächsten Gelegenheit, wo er der zärtlichen Pflegerinn über die Art, die Verbandstücke zuzurichten, oder irgend ein Heilmittel zu bereiten, Unterricht geben mußte, sein Gewerbe schnell, schlau und wirksam zu bestellen.

Dieser Unterredung folgten bald mehrere. Friedrichs verführerisches Bild stieg mit erneuerter Lebhaftigkeit vor Melisendens Geiste auf. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß er ihre Empfindungen theile, und ein schrecklicher Kampf zwischen Neigung und Pflicht begann in ihrem Innern. Bald waren die Spuren derselben auch an ihrem Äußern erkennbar, und in eben dem Maße, wie Ulrich sich zu erhohlen, die Blüthe seiner Gestalt, das Feuer seines Auges wiederzukehren begann,

wurde Meliſende mit jedem Tage bleicher, ihr Auge düſterer, eine unheimliche Unſtätigkeit trieb ſie im Hauſe umher, und machte ſie zuletzt, ſelbſt bey der bisher ſo treu beſorgten Pflege des Kranken, zerſtreut und unzuverläſſig. Bald fiel dieß veränderte Benehmen allen im Hauſe auf, und Ulrich, deſſen Geiſt ſich allmählig aus den Schlingen der Krankheit zu erheben anfing, blickte mit zärtlicher Beſorgniß auf ſie, bath ſie, ſich zu ſchonen, und ſuchte ſie zu erheitern, bis nach und nach ſeine Erinnerungen deutlich erwachten, der Tag des Turniers ſammt allen ſeinen Vorgängen, vom erſten Überhören ſeiner Anrede vor der Tafel, bis zu jenem Kampfe, an deſſen Folgen er noch litt, hell vor ſeine Seele trat. Nun kehrte ſeine Eiferſucht wieder, ſein Blick ſchärfte ſich, Meliſenden zu beobachten; er glaubte ihren inneren Kampf zu erkennen, es ſchmerzte ihn unendlich; aber unbekannt mit allen Tiefen ihrer Seele, achtete er ſie darum höher, und glaubte ihr ein willkommenes Mittel der Heilung, der Zerſtreuung anzubiethen, wenn er beſchloß, ſobald es ſeine Geſundheit nur halbweg erlaubte, nach Pottendorf zurück zu kehren.

Aber indeß Ulrich mit zarter Schonung für die Ruhe und Zurechtführung ſeines verirrten

Weibes bemüht war, hatte diese einen Schritt um den andern auf dem Wege ihres strafbaren Beginnens gemacht. Das ferne Erblicken der holden Gestalt, wenn Melisende, vom Doctor über die Stunde belehrt, wo der Herzog vorbey ritt, sich am Fenster einfand, genügte weder des Herzogs ungeduldigen Wünschen, noch Melisendens Sehnsucht. Man mußte sich ungestört sehen und sprechen. Dieses Verlangen wurde in beyden endlich zur unwiderstehlichen Forderung. Sie waren überzeugt, daß die Befriedigung derselben zu ihrem Glücke unumgänglich nothwendig sey. In Melisenden kämpfte noch ein Rest von Pflichtgefühl und Liebe für Ulrich; aber der Herzog war gewohnt, seinen Willen unbedingt erfüllt zu wissen. Er ließ in sie dringen, er ließ ihr vorstellen, wie viel er durch ihre Strenge leide, er mußte sie sprechen, wenn auch nicht um seinet=, doch um Jutta's und Offterdingens Willen. Er befahl endlich. Und war er nicht ihr Fürst, der Lehnsherr ihres Gemahls? Mit der Entschuldigung der Unmöglichkeit, die schon manchen Kampf dieser Art geendet, ward auch hier jeder fernere Widerstand aufgegeben, und eine Anstrengung nicht länger fortgesetzt, welche ihr, wie sie glaubte, ohnehin keinen Sieg verschafft hätte. Trivulzios spitz-

findige Überredungskünste ließen es ihr nicht an Gründen fehlen, ihren gewagten Schritt zu entschuldigen, und so willigte sie in eine geheime Zusammenkunft mit dem Manne, der bereits ihr Herz unumschränkt beherrschte. Friedrich empfing sie an dem Orte, den Trivulzio schlau ausgemittelt hatte, und wo sie beyde vor jeder Entdeckung sicher waren, mit allen Zeichen unverhehlter Leidenschaft, und diese erste Zusammenkunft diente nur dazu, die Flammen verbothener Liebe in Beyden lebhafter anzufachen und Melisenden noch tiefer zu verstricken.

Die Liebenden sahen sich nun öfter. Friedrich, dessen Geist ungeduldig jede Art von Zwang oder Widerstand ertrug, und der in Melisenden eine gleichgestimmte Seele erkannt zu haben glaubte, ergoß in ihre vertraute Brust manche seiner Klagen. Er war unzufrieden, gequält, verkannt, bedroht. Seine Vasallen versagten ihm den schuldigen Gehorsam; seine Nachbarn, die Könige von Böhmen und Ungarn, lauerten nur auf die Gelegenheit, ihm Schaden zuzufügen; mit dem Kaiser lebte er in Spannung, denn dieser forderte die Ausbezahlung von Margarethens Mitgift, und Friedrich weigerte sich, sie zu geben, da Margarethe nicht allein das Glück an ihres Gemahls Sei-

te nicht gefunden hatte, das ihre Verwandten für sie gehofft, sondern der Kaiser seinen Sohn sogar jetzt der Römischen Königswürde entsetzt, und ihn mit Frau und Kindern auf eines seiner Italienischen Schlösser hatte gefangen setzen lassen. Bey diesen Umständen dünkte es ihrem Bruder billig, die Mitgift zurückzubehalten. Der Kaiser, erzürnt, hatte ihn ein Paar Mahl vor sich fordern lassen, und Friedrich, sich seiner Vorrechte bewußt, die ihm erlaubten, sogar die Lehen in seinem eigenen Lande zu empfangen, und nur wenn es ihm selbst gefiel, vor dem Kaiser zu erscheinen, hatte sich geweigert, sich dem eben so mächtigen als schlauen Gegner zu nahen. Zu allen diesen Sorgen und Verdrießlichkeiten, die ihn als Fürsten quälten, kam noch sein häusliches Mißgeschick. Er war mit keiner seiner drey Gemahlinnen glücklich gewesen. Die erste, die er wahrhaft geliebt, hatte ihm der Tod wenig Wochen nach der Trauung entrissen, die zweyte und dritte verstanden ihn nicht, gefielen ihm nicht, und überdieß hatte keine ihm Kinder gebracht, deren er, der Letzte seines Stammes, so sehr bedurfte. So war er von Außen bedrängt, in seinem Hause mißvergnügt, und dazu bestimmt, wie es schien, nie und nirgend Freude oder Frieden zu finden.

Meliſende hörte dieſe Klagen mit lebhafter Theilnahme, ſie ging in ſeine Gefühle ein, ſie ſuchte ihn zu beruhigen, zu erheitern, und es gelang ihr wenigſtens das Letzte, ſo lange er mit ihr war. Dieß ſtolze Bewußtſeyn kettete ſie noch mehr an den heißgeliebten Mann. Sie allein war es, die dieß große, meiſt verkannte Herz verſtand; ſie theilte ſeine Anſichten, zu denen nur Wenige ſich zu erheben vermochten; an ihrer Bruſt fand ſein gequälter Geiſt die Ruhe, welche ſonſt kein Ort, keine Seele ihm gab, und wie hätte man nur von ihr fordern können, daß ſie um enger Pflichtbegriffe willen dieß Glück und dieß Beglücken eines ſo edlen Weſens hätte aufgeben ſollen? Ihre ehemahlige Liebe zu Ulrich, deſſen Vorzüge ſie ſonſt mit Stolz anerkannt hatte, verſchwand in Dunkel vor ihrem Blicke; ſie ſah nichts, ſie kannte nichts als den Halbgott, wie ſie Friedrich nannte, und mit Selbſtberuhigung zählte ſie ſich aus der Geſchichte ihres Landes und aus der Fabel die Beyſpiele einer Ariadne, Phädra, Sappho, Dido her, welche alle einer unüberwindlichen Empfindung gefolgt waren, und eben dadurch unſterbliche Nahmen erworben hatten.

Bald geſellten ſich zu dieſen Gefühlen und Vorſtellungen noch andere von minder dichteriſcher,

aber darum nicht minder wirksamer Art. Friedrichs unzufriedene Ehe, sein heftiger Wunsch nach Erben seines Nahmens und seiner Krone, die Leichtigkeit, mit der er schon ein Ehebündniß getrennt, regten stolze Hoffnungen in ihr auf. War sie nicht aus demselben Hause, aus dem seine Mutter und jene zweyte Gemahlinn stammten? Konnte seine Ehe mit Agnes gelöset werden, so konnte es auch die ihrige mit Pottendorf; denn was sollte diesen ferner an sie binden, nachdem ihre Liebe zu ihm gestorben war? Ja, er selbst mußte diese Trennung wünschen, die ein quälendes Verhältniß endigte, aus welchem ihm kein Glück mehr erblühte. So war es nicht unmöglich, die Herzogs-Krone in Melisendens Locken zu flechten. Eine Krone, und Friedrichs Liebe! Dieß Ziel schwebte ihr im Sonnenschimmer der Hoffnung, der Liebe, des Ehrgeitzes vor, und machte sie blind für jede andere Rücksicht.

So ging das strafbare Verhältniß eine Weile fort, und Ulrich sah mit tiefem Schmerz, wie seine Gemahlinn jeden Tag zerstreuter, seltsamer, unfreundlicher gegen ihn und alle im Hause wurde. Er deutete diese Erscheinung nach dem Begriffe, den sich seine reinere Seele von dem Kampfe im Inneren ihres Herzens machte, und er war nun

entſchloſſen, alle Bedenklichkeiten, welche Trivulzio gegen ſeine Abreiſe erhob, nicht ferner zu achten, mit ſeiner Frau ſchonend, aber offen zu ſprechen, und nach Pottendorf aufzubrechen, als ein Zufall ihn tiefer in den wahren Stand der Dinge blicken ließ.

Eines Morgens, während Frau von Pottendorf, wie gewöhnlich, nach dem was ſie zu Hauſe vorgab, in der Kirche, eigentlich aber dort war, wo ſie nicht ſeyn ſollte, meldete man Frau Eliſabeth ein Hoffräulein der verwitweten Frau Herzoginn, das mit Frau von Pöttendorf zu ſprechen verlangt habe, und, da ſie nicht zu Hauſe ſey, auch ſobald nicht wiederkehren würde, zur Frau von Künring geführt zu werden wünſche. Frau Eliſabeth eilte ihr ſogleich entgegen, und erwartete Niemand anders als Jutta von Rauheneck zu ſehen. Da trat ein höchſt jugendliches zartes Mädchen in den Saal, deſſen feine Bildung durch eine merkliche Bläſſe, und einen ſchwermüthigen Ausdruck der großen braunen Augen anziehender wurde. Es war Bertha von Haslau. Sie entſchuldigte ihren völlig fremden Beſuch mit dem Befehle ihrer Herrinn, der Herzoginn Theodora, welche erſt vor Kurzem in ihrer Einſamkeit von dem bedenklichen Zufalle des Ritters von Pottendorf un-

terrichtet worden sey; und da sie um seiner Gemahlinn, und auch um seinetwillen lebhaften Antheil an seinem Wohle nähme, so habe sie ihr, da ein Geschäft sie ohnedieß nach Wien geführt, aufgetragen, sich selbst nach des Ritters Befinden zu erkundigen, und der Herzoginn verläßliche Nachricht zu bringen.

Frau von Künring freute sich des Antheils, den die Herzoginn an dem Manne nahm, dem sie sich so hoch verpflichtet fühlte, den sie im nähern Umgange noch höher achten gelernt hatte, und gab Bertha vorläufig eine ziemlich genaue Erzählung von dem ganzen Hergang der Sache. Sie war unerschöpflich im Lobe Ulrichs, mit welcher frommen Ergebung er seine Gefahr, mit welcher Standhaftigkeit seine Schmerzen ertragen, und wie er es stets gewesen, der seinen Umgebungen Muth eingesprochen, sie zu trösten, zu erheitern gewußt habe. Bertha's Auge, ihre Seele hing an den Lippen der Erzählerinn, sie ließ sich Alles bis aufs Kleinste beschreiben, sie fragte nach Allem, und Frau Elisabeth antwortete gern. Aber wie sie am Schlusse ihres Berichtes Bertha aufforderte, sich selbst von der Besserung des Ritters zu überzeugen, der bereits im Stande sey, Besuch, auch von Frauen anzunehmen, und ihr in sein Gemach zu

folgen, da erschrack dieſe ſichtlich, eine dunkle Purpurgluth ergoß ſich über ihr ſonſt bleiches Geſicht. Nein, nein! rief ſie haſtig: Ich kann nicht zu ihm hineingehn! — Es würde ihn ſtören, es möchte ihm unlieb ſeyn, ſetzte ſie hinzu.

Durchaus nicht, liebes Fräulein, verſetzte Eliſabeth: Er ſieht gern Leute, es zerſtreut und erheitert ihn, da er noch nicht ausgehn, keine Bewegung, keine Beſchäftigung vertragen kann. Und ich weiß, es freut ihn ungemein, daß die Durchlauchtigſte Frau ſelbſt —

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und Frau von Pottendorf trat ein. Die Gluth, welche auf ihren Wangen lag, aus ihren Augen ſchimmerte, ihre ganze Haltung, zeigte von einer lebhaften Gemüthsbewegung, und ein ſaures Verziehen ihrer Lippen gab deutlich kund, daß es ihr nicht angenehm war, Jemand im Eintritts-Saale zu finden, und ihre innere Bewegung bemerkt zu ſehn.

Der Frau von Künring entging dieß nicht ganz, ſie ſah Meliſenden ſcharf an, und ſagte nur: Ihr habt euch über den Gang aus der Kirche ſehr erhitzt.

Meliſende warf die Lippe auf, ohne zu antworten.

Hier ist Fräulein Bertha, fuhr die Künringerinn fort, welche von der Frau Herzoginn geschickt ist, sich nach dem Befinden euers Eheherrn —

Von Agnes von Meran? fiel Melisende geringschätzig ein.

Nicht von der regierenden Frau Herzoginn, erwiederte Bertha mit Bedeutung — denn Melisendens Ton hatte sie verletzt — sondern von der Frau Herzoginn Theodora, meiner gnädigsten Gebietherinn.

Ah so! erwiederte Frau von Pottendorf: Er ist schon wieder besser, er ist ganz wohl, kann man sagen. Nur muß er sich noch ruhig halten, setzte sie schnell hinzu: Es war überhaupt nicht so bedeutend —

Nicht so bedeutend? fiel Frau von Künring ein: Verzeiht, es waren ja mehrere Tage, wo ihr und wir alle für sein Leben besorgt waren.

Ich hörte von einer schweren Betäubung, von großer Gefahr, unterbrach Bertha mit theilnehmenden Tone.

Das war nur, weil er gleich Anfangs in ungeschickte Hände kam, rief Melisende, unwillig gemacht durch den Widerspruch.

Verzeiht, Frau von Pottendorf, fiel Frau Eli-

sabeth eifrig ein: Pater Luitfried ist in seinem Fache —

Mein Gott! unterbrach sie Melisende noch ungeduldiger — er hat doch keine große Übung. So was fordert scharfen Blick, fertige Hände, welches alles ein Klostermann, ein Hausarzt nicht hat. Wie erst des Herzogs Arzt kam, ging es gleich anders.

Doctor Trivulzio meinte doch selbst, daß die Sache bedenklich sey, erwiederte die Hausfrau.

Weil durch die drey ersten Tage nichts rechtes gethan worden war, fuhr Melisende heftig fort: Ich sage euch, Fräulein Bertha, die Sache war nicht so arg. Der Hieb war tüchtig, aber er hatte keine weitern Folgen.

Die Künringerinn und Bertha schwiegen, denn sie sahen Beyde, daß jedes Wort der Frau von Pottendorf Unwillen höher anfachte. Das Fräulein sollte doch euren Gemahl selbst sehen, sagte jetzt Frau Elisabeth, um ihrer Gebietherinn genauer Bericht —

Nicht doch, Frau von Künring, fiel Bertha ängstlich ein —

Ja, ja, kommt nur mit mir, rief Melisende, und faßte Berthas Hand, froh, jenes ihr widrige Gespräch zu enden, und zog sie, ohne auf ihre

Gegenvorstellungen zu hören, in das Krankenzimmer: Da könnt ihr euch überzeugen, daß an der ganzen Sache nicht so viel ist, als man aus Gehässigkeit daraus machen will. Mit diesen Worten stieß sie rasch die Thüre auf, trat mit Bertha an der Hand ein, die wie ein Espenlaub zitterte, und nicht sogleich Muth hatte, die Augen zu der Gestalt aufzuheben, die im Wachen und im Traume vor ihrer Seele stand, und sagte zu ihrem Manne: Guten Morgen, Ulrich! Hier ist das Fräulein Haslau, welche die Frau Herzoginn Witwe sendet, sich nach deinem Befinden zu erkundigen.

Ritter Ulrich, der bey dem Eintritt der Frauen aufgestanden war, und sich ihnen genähert hatte, grüßte nun Bertha achtungsvoll, indem er ihr und ihrer Frau aufs lebhafteste für ihre gütige Theilnahme dankte.

Der Ton seiner Stimme, die immer sanft, jetzt durch die Schwäche der Krankheit noch leiser klang, ging Bertha tief ins Herz. Sie erhob das Auge, sie blickte in diese edlen Züge, die, etwas bleich und verfallen, sie reizender als je dünkten, und selbst die Binde, die seine Stirn umschlang, schien ihr ihn zu verschönern. Sie erröthete und erblaßte wechselweise, und es hätte einer längern Zeit bedurft, bis sie sich ganz gefaßt haben würde; aber

Meliſende, der das Alles in ihrer jetzigen Stimmung kleinlich und unbedeutend vorkam, unterbrach ihre bewegte Anrede, faßte ihren Arm, führte ſie zu einem Sitze neben dem Lehnſtuhl ihres Mannes, nahm unfern davon Platz, und rieth Herrn Ulrich ſich ebenfalls zu ſetzen, weil er nach des Arztes Vorſchrift ſich recht ruhig halten ſollte.

Es waltete nun eine Weile ein freundliches aber gleichgültiges Geſpräch zwiſchen den drey Perſonen, während deſſen der Sturm in Berthas Bruſt ſich allmählig legte, und ſie des kaum geahneten Vergnügens genoß, recht lange und recht ungeſtört den geheimen Gegenſtand ihrer unbekannten Verehrung zu ſehn und ſprechen zu hören. Die Herzoginn, ihr einſames Witwenleben, ihre Wohlthaten, die ſie in der Gegend übte, ihre Frömmigkeit, waren der Hauptinhalt der Unterredung, an welcher indeß Meliſende nur wenig Antheil nahm. Zuletzt war die Rede von Fräulein Jutta. Ulrich erkundigte ſich liebevoll nach ihr, er hatte lange nichts von ihr gehört, und achtete das fromme Mädchen hoch.

O, der geht es jetzt viel beſſer! antwortete Bertha: Sie darf nun hoffen, mit dem Meiſter von Offterdingen verbunden zu werden.

Das ſollte mich ſehr freuen, antwortete Ulrich:

Sie hat mich um so mehr gedauert, als sie ihre Kindespflicht so treu erfüllt, und dem Vater ihr ganzes Glück aufgeopfert hat. Aber wie kommt das nun? fuhr er fort: Läßt sich der Vater überreden?

Der Herzog selbst nimmt sich der Sache an, entgegnete Bertha: Er hat den jungen Mann neulich mit sich zu uns auf das Kahlenberger-Schloß gebracht. Jutta hat ihn nicht vermeiden können.

Da war es aus mit dem Gelübde, ihn nicht zu sehn! lachte Melisende höhnisch.

Es that ihr doch leid — hinterher, setzte Bertha dazu: Freylich im ersten Augenblicke war die Freude zu groß — und nun, höre ich, will der Herzog die große Gnade haben, selbst mit dem alten Rauhenecker zu reden. Doch das müßt ihr alles ohnedieß besser wissen. Eure Frau war ja hier die Vermittlerinn, und ich erzähle euch alte Dinge.

Meine Frau war Juttas Vertraute nie — da irrt ihr Fräulein, antwortete Ulrich.

Ihre Vertraute wohl nicht, entgegnete Bertha, aber ihre Fürsprecherinn bey dem Herrn. Läugnet es nicht, Frau von Pottendorf, fuhr das Mädchen unbefangen und freundlich zu dieser gewendet fort, als eine rasche Bewegung Melisendens bey diesen Worten sie unterbrechen zu wollen schien. Läug[redacted]

es nicht, edle Frau! Man weiß ja, daß Jutta ihr Glück nur euch zu danken hat, daß ihr es waret, die den Herrn auf ihre unglückliche Liebe aufmerksam machte —

Das that ich — erwiederte Meliſende ſchnell gefaßt und keck, denn ſie ſah die Purpurgluth, die plötzlich ihres Mannes bleiches Geſicht entflammte, und den blitzenden Blick, den er auf ſie ſchoß — das that ich gleich damahls beym Turnier. Mir dauerte die Kleine, und obwohl ſie mir nie einen Auftrag gegeben —

Natürlich, ſie war zu ſchüchtern, erwiederte Bertha: Mir würde es gerade ſo gehn, wie Jutta, wenn ich an ihrer Stelle wäre. Sie hat euch gedauert, und ihr habt nicht bloß damahls vorgebethen, ihr habt auch hernach den Herrn noch öfters erinnert. Meiſter Offterdingen hat es uns vertraut, und der Herzog ſprach auch mit ſeiner Mutter unter großen Lobeserhebungen von Euch.

Die Purpurgluth trat zum zweyten Mahl auf Pottendorfs Geſicht. Ein Blitz hatte die Nacht erhellt, in der er bisher arglos gewandelt. Des Herzogs Anblick hatte nicht bloß heftigen Eindruck auf Meliſenden gemacht, ſie mußten ſich geſprochen, und öfter als einmahl geſehen haben. Ein zweyter

Blick traf die erblassende Melisende. Beyde schwiegen, Bertha sah sie verwundert an.

Sie gewahrte die Flammen in Ulrichs Blicken und Melisendens sichtbares Erschrecken, und sie erschrack selbst, denn sie fühlte, daß sie etwas gesagt haben müßte, was besser ungesprochen geblieben wäre. Eine ängstliche Stille von mehreren Secunden trat ein, Pottendorf hatte sich schnell gefaßt. Mit Einem Gedanken übersah er seine Lage, und auch, was ihm zu thun oblag.

Verzeiht, mein Fräulein, nahm er jetzt das Wort, wenn meine Zerstreuung und Vergeßlichkeit euch seltsam dünkt. Wohl erinnere ich mich jetzt allmählig alles dessen, was ihr nun erzählet. Ich war von allem unterrichtet bis auf den Besuch des Meisters auf dem Kahlenberge. Aber es ist noch eine Folge meiner schweren Kopfwunde, daß die bekanntesten Dinge mich oft wie fremd dünken.

Bertha sah den Ritter nicht ohne Erstaunen an. — Was war das? Wahrheit, oder eine plötzlich ersonnene Ausflucht? Melisende war aufgestanden, und hatte das Zimmer verlassen. Bertha fand es unschicklich, allein bey dem Ritter zu bleiben. Sie erhob sich ebenfalls, Ulrich stand zugleich mit ihr auf. Es dünkte ihr, als zittere er, aber weder seine Worte noch seine Züge verriethen die Bewe-

gung, in der er sich befand. Er näherte sich ihr achtungsvoll, trug ihr seine Danksagungen an ihre durchlauchtige Gebietherinn auf, sprach, wie es schien, ruhig von seinem Danke gegen sie, von dem Vergnügen, sie wieder gesehn zu haben, geleitete sie bis zur Thüre seines Gemaches, und entließ das Mädchen dort, das voll Bestürzung und Erstaunen nicht wußte, was es von dem ganzen Auftritte zu halten habe.

Kaum aber war die Thüre hinter ihr geschlossen, da brach sein Schmerz und sein Zorn hervor. Er war hintergangen. Melisende hatte nicht bloß einer strafbaren Empfindung Raum in ihrer Brust gegeben, sie hatte ihren Mann betrogen, und heimliche Zusammenkünfte mit dem Herzog gehabt. Das mußte er wissen, er mußte hier klar sehen. Er schellte, und befahl seine Frau zu rufen. Sie kam, er schloß die Thüre hinter ihr ab, und begann nun sie zu befragen. Er hatte ruhig und bloß als strenger Richter mit der Schuldigen verfahren wollen; sein tief verletztes Gefühl riß ihn dennoch hin; Vorwürfe und Klagen mischten sich in das scharfe Verhör, Melisende erkannte die innige Zärtlichkeit, die mitten durch diesen Zorn, diesen Ernst vorbrach, ein Rest von Gewissen erschütterte sie, sie bekannte Einiges, das Meiste verschwieg sie, und machte sich

ſelbſt weiß, ſie thue es, um der Ruhe ihres Mannes zu ſchonen. Lange, ſchmerzlich und unbefriedigend war dieſe Unterredung, ſie endete damit, daß Pottendorf Meliſenden ankündigte, ſie müſſe es ſelbſt einſehn und zugeben, daß ihm nichts übrig bleibe, als ſich ſchleunig von Wien zu entfernen. Sie ſollte ſich deßhalb dazu anſchicken, er denke heute Nacht in Pottendorf zu ſchlafen.

Um Gotteswillen! rief ſie, von einer beſſern Empfindung überwältigt: Du willſt reiſen, und bedenkeſt deine Geſundheit nicht. Dein Geſicht glühet, deine Hand iſt eiskalt, du haſt Fieber. — O, thu das nicht, Ulrich! Setze dich keiner neuen Gefahr aus!

Mein Entſchluß iſt gefaßt, erwiederte er ernſt, indem er ſeine Hand aus ihren Händen zog, die ihn ängſtlich gefaßt hatten. Was meiner hier wartet, iſt gefährlicher, als was das Fieber und meine Wunde mir drohen können.

Ulrich! rief ſie, fürchte nichts! Ich verſpreche dir —

Verſprich nichts! verſetzte er noch ernſter: Folge mir, widerſtrebe mir nicht! Das iſt das Einzige, was ich von dir verlange, das Einzige, ſetzte er hinzu — und es dünkte Meliſenden, als bräche ſeine Stimme bey dieſen Worten — womit du mir

beweisen kannst, daß du noch einige Rücksicht für mich hast.

Sie fühlte sich wunderbar von diesem Benehmen ihres Mannes bewegt, erschüttert. Scham und alte Neigung, Achtung und Mitleid erhoben sich in ihrer Seele, sie verschafften dem Guten einen augenblicklichen Sieg. Du sollst mit mir zufrieden seyn, erwiederte sie, und verließ das Zimmer. Nach Verlauf einer Stunde ließ sie ihm sagen, daß sie bereit sey, abzureisen, es sey alles geordnet und gepackt. Diese Bereitwilligkeit rührte und erfreute ihn, sein volles Herz war geneigt, sich milderen Gefühlen zu überlassen. Da trat der Arzt ein. Er schien bestürzt über des Ritters Entschluß, er widersetzte sich feyerlich, Ritter Heinrich und seine Frau eilten ebenfalls herbey, da sie die Bewegungen im Hause, und Ulrichs Vorsatz vernommen. Alle vereinigten sich ihm abzurathen, ihm die Gefahr eines Rückfalls zu schildern. Er blieb unerschütterlich, ja es schien, als ob Alles, was Trivulzio sagte, nur dazu beytrüge, ihn fester zu bestimmen. So mußten sich endlich Alle ergeben. Melisende erschien zur Reise gerüstet, und ziemlich heiter; der Abschied war herzlich, Frau von Pottendorf bestieg mit ihren Frauen den Wagen, den

Ulrich zu Pferde begleitete, die reiſigen Knechte mit dem Gepäcke ſchloſſen den Zug.

Jetzt erſt, in der Ruhe und Stille der Fahrt, ſammelte ſich allmählig Meliſendens verſtörter Sinn, den die Begegniſſe der zwey letzten Stunden beynahe betäubt, und zu keiner klaren Anſicht der Dinge hatten kommen laſſen. Sie war alſo von Friedrich getrennt, ſie ſollte, ſie durfte ihn nicht mehr ſehen! — Ihn nicht mehr ſehen! Dieſer Gedanke war es, der zuerſt, als ſie ihre ganze Lage zu überblicken und zu faſſen begann, einen Dolch auf ſie zückte, und im nächſten Augenblick ſtand es entſchieden vor ihrer Seele, daß dieß nicht möglich, daß es ihr erlaubt, ja, den heiligſten Gefühlen gemäß ſey, ein Verhältniß nicht zu zerreiſſen, in welchem zwey der vorzüglichſten Weſen ihr einziges und höchſtes Glück fänden.

Dieſe Anſichten bildeten ſich je länger, je deutlicher aus, und als ſie Pottendorf erreicht hatte, war ſie dahin gekommen, ſich über ihre Gefügigkeit in ihres Mannes ungerechten Befehl ſelbſt zu wundern, ihre Bereitwilligkeit zu tadeln, und von Neuem darauf zu ſinnen, wie ſie, ſchlau genug, ſeine aufgeſchreckte Eiferſucht hintergehen, und das erreichen könnte, was ihr als das Ziel aller ihrer Wünſche vorſchwebte.

Das Leben der beyden Ehegatten auf dem einsamen Schlosse gestaltete sich nicht angenehm. Melisende hatte richtig geurtheilt. Ulrichs Blick hatte sich durch Verdacht und Eifersucht geschärft, er beobachtete seine Frau unabläßig, und da er zu edel dachte, um sie von Andern bewachen, oder irgend Jemand in das Geheimniß seines häuslichen Unglücks eindringen zu lassen, so gab das seiner Stellung zu ihr, der ihrigen zu ihm, eine Spannung die beyden höchst lästig fiel. Am meisten fühlte sie sich dadurch gedrückt, und ihr ungeduldiger Geist äußerte manchmahl durch Geberden, ja durch offene Klagen die Unzufriedenheit, mit der sie ihre Lage ertrug. Jeder solchen Äußerung folgte dann ein höchst unangenehmer Auftritt, Erörterungen, Entschuldigungen, mitunter Bitterkeit, Trotz und Vorwürfe von beyden Seiten. Wenn es wahr ist, daß jeder Zank unter Freunden oder Ehegatten, Beyder Herzen kleine Wunden schlägt, die zwar bald vernarben, aber an dem Ort der Narbe eine unempfindlichere Stelle hinterlassen, bis oft wiederhohlte Wunden vielfältige Narben, und vielfältige harte Stellen erzeugen, und endlich das ganze Herz unempfindlich machen, so begreift man, daß auch zwischen Melisenden und ihrem Gemahle nach und nach eine allgemeine Unzufrieden-

heit eintrat, die bey ihr, in deren Bruſt ein anderes Bild herrſchte, bald in Gleichgültigkeit, ja in Abneigung überging.

Ein Gedanke war noch überdieß, der ihr gereiztes Gemüth viel bitterer ſtimmte, weil er ſie an dem Abgott ihrer Seele irre machte, und dieß war die Bemerkung, welche aus jener Erzählung Berthas hervorzugehen ſchien, daß nähmlich der Herzog ſelbſt ſein Verhältniß zu ihr nicht gar zu ſchonend, zu geheim behandelt, und dem Meiſter Offterdingen mehr geſagt haben müſſe, als dieſer und überhaupt irgend Jemand außer Friedrich und Meliſenden zu wiſſen bedurfte. War das Nichtachtung? Prahlerey? oder irgend eine andere verborgene Abſicht? Ihre Eitelkeit überredete ſie zuweilen des letztern. Dennoch war ſie ihrer Sache nicht ſicher, und der Wunſch, ſich hierüber aufzuklären, aus Friedrichs eigenem Munde ſeine Vertheidigung zu vernehmen, erhöhte ihre Sehnſucht nach ſeinem Anblick, nach ſeinem Umgang, und ſchärfte ihren Geiſt, um, ungeachtet Ulrichs wachſamer Eiferſucht, Mittel zu finden, die gewaltſam zerriſſenen Faden zwiſchen ihr und Friedrich wieder anzuknüpfen. Einſamkeit, Langeweile, Mißmuth entzündeten immer heftiger das Verlangen, den Geliebten zu ſehen. Sein Bild erſchien ihr mit jedem

Tage hinreiſſender, unwiderſtehlicher. Nur ſein Umgang, ſein Geiſt, ſein Flammengefühl konnte den Forderungen ihres Herzens genügen. Sie mußte ihn wieder ſehen oder ſterben! Was wäre einer klugen Frau, die alles für erlaubt hält, was ihrer Leidenſchaft ſchmeichelt, unmöglich! Sie wußte durch Kühnheit und Geld einen Weg zu dem Neapolitaniſchen Arzte, dem ſchlauen Unterhändler ihrer Liebe zu finden. Trivulzio ergriff den Faden, der ſich ihm darboth, mit Begierde; denn des Herzogs Unmuth, ſich die ſchöne Frau entriſſen zu ſehen, deren äußerer Reitz, wie ihr kühner Geiſt, ihn gleich angezogen, hatte ſich bereits oft gegen den Arzt mit Heftigkeit und Vorwürfen geäußert, und nicht ahnend, daß er ſelbſt durch eine unbedachte Rede dieß Ereigniß herbeygeführt, ließ er den Doctor das ganze Gewicht ſeines Unwillens fühlen, und maß Meliſendens Entfernung ſeiner Ungeſchicklichkeit bey. Ein Himmelstag nach langer trüber Nacht ging daher dem zagenden Trivulzio auf bey dem erſten Anklange dieſer Art, der ihm vom Schloſſe Pottendorf kam. Meliſendens ſchlaue Zofe hatte durch dritte und vierte Hand, durch Knappen des Schloſſes und Bewohner des Dorfes, eine, jedem Uneingeweihten unverſtändliche, Meldung an den Doctor gelangen laſſen. Eben ſo ge-

heimnißvolle Antworten, und neue Anfragen und neue Auskünfte flogen auf diesem Wege von Wien nach Pottendorf, von Pottendorf nach Wien. Des Herzogs Hoffnung, mit ihr seine Liebe flammte wieder hoch auf. Die Sicherheit, welche ihr Beginnen bisher begünstigt hatte, machte die Verliebten kühner. Ein Tag, an dem, wie Melisende wußte, Ritter Ulrich bey einem seiner Ungarischen Nachbarn auf ein großes Hasenhetzen im abgeernteten Blachfelde gebethen war, sollte dazu benützt werden, damit Friedrich in einer passenden Verkleidung sich in den Auen, welche das Schloß umringten, einfinden, und Melisenden endlich das Glück werden könnte, ihn zu sehen.

Geschickt und schlau war alles berechnet, aber der Faden des kunstreichen Gewebes, der durch so vielerley Hände im Schlosse zu Pottendorf, und in des Herzogs Burg laufen mußte, war nicht Jedem Auge zu entziehen. Einiges wurde hier und da kund. Ritter Ulrich war von seinen Unterthanen als ein Vater, von seinem Schloßgesinde als der gütigste Gebiether verehrt, während Melisendens Stolz alle Herzen von ihr entfernte, und sie sich nur durch reichlich gespendetes Geld Theilnehmer und Werkzeuge ihrer Absichten erkaufen konnte. Einer der Knechte, der zum Überbringer ihm un-

verständlicher Bothschaften gebraucht wurde, fing an Verdacht zu schöpfen, es schien ihm, als gehe hier etwas vor, das seinem Herrn Gefahr oder Unglück bringen könnte. Er mochte nicht länger das Werkzeug geheimer Plane seyn, deren Zweck er fürchtete, und entdeckte dem Ritter, was er wußte. Ulrich fuhr auf, er ahnete sogleich, was hier zum Grunde lag, er forschte weiter, das heimtückische Gewebe erschien zum Theil vor seinen Augen, zum Theil errieth er aus dem, was ihm bekannt war, das Übrige. Sein Schmerz wie sein Zorn gegen Melisenden kannte jetzt keine Grenzen mehr. Wie hinterlistig, wie schändlich hatte sie seine Güte mißbraucht! Sein Herz war zerrissen, aber sein Entschluß gefaßt. Am Abende desselben Tages, auf welchen jene Jagd folgen, und die Zusammenkunft der Verliebten Statt haben sollte, sah Melisende aus ihrem Fenster, daß Pferde gesattelt, aus den Ställen gezogen, und überhaupt allerley Anstalten zu einem Aufbruch gemacht wurden. Sie glaubte, es seyen die Vorbereitungen zur morgigen Jagd, und wollte sich ihrer freuen, aber ein unheimliches Gefühl beschlich sie. Diese Anstalten schienen größer, ernster. Bewaffnete Knechte ließen sich sehen, Gepäcke wurde geordnet. Sie wußte sich nicht zu erklären, was dieß alles zu

bedeuten haben möchte, als ihre Zofe mit etwas verstörter Miene eintrat und meldete, daß Herr Curt Aichspalter, der Freysasse, im Vorzimmer sey, und auf Befehl des gnädigen Herrn mit ihr zu sprechen habe.

Erstaunt befahl sie ihn vorzulassen. Er trat ein, seine ernsten Züge ließen nichts Angenehmes erwarten, und er kündigte ihr an, daß Herr Ulrich sie ersuchen lasse, sich zur Reise zu rüsten, nur das Nöthigste mitzunehmen, und auf der Stelle aufzubrechen. Sie erstarrte. Was war das? Was ging hier vor? Vergebens entschuldigte sie sich mit der Unmöglichkeit, so geschwind ihre Zurüstungen machen zu können; vergebens drang sie mit Fragen in den Freysassen. Er wußte nichts, oder wollte nichts wissen, als was der Ritter ihm aufgetragen, die Pferde wären gesattelt, die Knappen und reisigen Knechte bereit, der gnädige Herr harre ihrer gewaffnet; er selbst, Aichspalter, und seine Frau würden sie begleiten.

„Eure Frau? Wozu das?“

Um euch zu bedienen, gnädige Frau.

„Mich? Eine Bauersfrau?“ erwiederte Melisende verächtlich: „Mich bedienen meine Zofen.“

Mit nichten, erwiederte Aichspalter ernst, aber bescheiden: Von euren Mägden darf keine mit.

„Was ist das?“ rief Melisende, jetzt tödtlich erschrocken. Dann schnell gefaßt, sagte sie: „Ich gehe nicht.“

Das wäre mir, und wohl auch dem gnädigen Herrn sehr leid, denn ich habe gemessene Befehle, und darf keine Entschuldigung, keine Weigerung anhören. Und wie schmerzlich würde es euch, gnädige Frau, und mir seyn, wenn ich Gewalt —

„Gewalt?“ schrie sie entsetzt: Gewalt! So steht es mit mir? Das erlaubt sich der Tyrann gegen seine rechtmäßige Ehefrau?“

Aichspalter zuckte die Achseln: Ich wage es euch zu bitten, gnädige Frau, daß ihr dem Befehle des gnädigen Herrn euch fügen, und seinen Zorn durch Widersetzlichkeit nicht noch mehr reitzen möchtet. Ich bin mit ihm auferzogen worden, ich kenne ihn genau, aber so habe ich ihn in meinem ganzen Leben nicht gesehen.

Melisende erwiederte nichts. Sie sank auf einen Stuhl. Ihr Blut stand still, und sie vermochte kaum den Umfang ihres ganzen Unglücks zu übersehen.

Eine Weile betrachtete sie Aichspalter halb mißbilligend, halb mitleidig. Endlich als sie sich gar nicht regte, und keine Anstalt zum Aufbruch machte, fragte er: Ob es ihr nicht gefällig wäre, ihre

Sachen zu ordnen? Eure Leute warten schon, setzte er hinzu, indem er die Thüre ein wenig öffnete, und Melisenden einige bewaffnete Knechte sehen ließ, die im Vorzimmer warteten, und sie einsehen ließen, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde. Jetzt wollte sie ihre Frauen rufen, um ihr beym Einpacken zu helfen. Auch dieß mußte Aichspalter versagen, sein Befehl lautete, sie mit Niemand mehr reden zu lassen; doch harrte seine Frau draußen ihres Winkes.

Jetzt brach Melisendens Muth und mit ihm ihr Trotz. Ihre Thränen stürzten hervor, ihr Unglück schien ihr gränzenlos, und Ulrich der ungerechteste Tyrann, der sie ohne Schonung als eine Verbrecherinn behandelte. Indessen mußte sie sich in ihr Schicksal ergeben, sie ließ des Freysassen Frau rufen. Dieser warf sie die nöthigsten Kleidungsstücke zum Einpacken zu, raffte zusammen, was sie an Kostbarkeiten und geheimen Beweisen ihrer Schuld besaß, warf ein Oberkleid über sich, und in weniger als zehn Minuten sagte sie trotzig: Ich bin fertig.

Aichspalter und sein Weib begleiteten sie, die Reisigen folgten, so kamen sie über die Treppe in den Hof, der von Fackeln hell war, und wo bereits ihr Gemahl vom Kopf bis zum Fuß [redacted]

gehüllt und mit geschlossenem Visier, und noch mehrere eben so gerüstete Knechte auf ihren Rossen hielten. Melisendens Herz schlug heftig, eine Ahnung wie des Todes berührte sie, als sie diese schweigenden ehernen Gestalten erblickte, auf deren blanke Rüstungen der röthliche Schein der Fackeln unheimliche Lichter warf. Aichspalter führte sie an ihr Pferd, aber er und noch ein Knecht mußten ihr beym Aufsitzen behülflich seyn, denn ihre Knie schwankten, und ihre Zähne schlugen zusammen. Ist Alles fertig? tönte jetzt Ulrichs Stimme dumpf durchs Visier, und Melisende schauderte. Wir sind bereit, antwortete Aichspalter, und Ulrich spornte sein Roß, und mit lautem Getöse, das in dem engen Hofraum lärmend wiederhallte, sprengte er an Melisenden vorüber, ohne sich umzusehn. Zwey Knechte folgten ihrem Herrn. Hinter ihnen wies Aichspalter Melisenden ihren Platz an, er ritt ihr nahe zur Linken, seine Frau folgte ihm ebenfalls zu Pferde, und viele Bewaffnete schlossen den Zug. So ging es durch den hallenden Thorweg über die donnernde Zugbrücke, und hinaus in die sternenhelle Nacht. Da fiel es Melisenden aufs Herz, wie sie, vor kaum einem Jahre, als schimmernde, von Vielen beneidete, von dem Gatten, der sie jetzt so unerbittlich behandelte, heißgeliebte Braut zuerst

in dieß Schloß eingezogen war. Es war ebenfalls eine wunderschöne Sternennacht gewesen, wie er sie von Wien, wo die Vermählung war gefeyert worden, noch Abends hierher geführt hatte, wie er wonnetrunken an ihrer Seite geritten, wie schön er gewesen! Und nun! Ihr ganzes Inneres empörte sich, Friedrichs Bild stieg aus dem Chaos ihrer verworrenen Gedanken empor. Ein Stachel ihres Gewissens berührte sie. Wie hatte sie Ulrichs heiße, treue Liebe gelohnt? Doch nein! nein! Er war ein Unmensch, und Friedrich ein Halbgott! Und welche Hoffnungen durfte sie nicht nähren, wenn der Herzog sich von Agnes trennte, wozu er schon halb und halb entschlossen war! Welches Loos würde ihrer an der Seite ihres Gemahls harren, der jetzt schon auf einem bloßen Verdacht hin sie wie eine Verbrecherinn behandelte. Denn was konnte er wissen? — Hier schlug sie die innere Stimme abermahls, und ließ sie ahnen, was Ulrich wissen, was ihm ein tückischer Zufall verrathen haben konnte, der schon in Wien sich zu ihrem Verderben geschäftig erwiesen, und welches Loos im Verließ irgend einer seiner fernen Burgen ihrer vielleicht harrte. Diese Vorstellung erschütterte sie so, und ihr Zittern nahm so überhand, daß Aichspalter einige Mahl von seinem Gaul herüber langte, um

ſie zu halten. Jetzt faßte ſie ſich endlich ein Herz, und mit aneinander ſchlagenden Zähnen, kaum verſtändlich, fragte ſie ihren Begleiter, wohin man ſie führe, was ihr bevorſtehe?

Nichts Böſes, antwortete Aichſpalter, der ihre entſetzliche Angſt erkannte: Fürchtet euch nicht, gnädige Frau!

Geht es an mein Leben, oder an meine Freyheit? erwiederte ſie bebend.

An euer Leben gewiß nicht, dazu kenne ich meinen Herrn zu gut. Aber frey? Ja frey, wie ihr bisher war't, wird man euch wohl nicht laſſen.

Alſo in ein Verließ? antwortete ſie unter Zähnklappern.

Auch das nicht, gewiß nicht. Ritter Ulrich kann nie grauſam ſeyn.

Er iſt es! O, er iſt es, ſo ſehr man es ſeyn kann.

Gewiß nicht, edle Frau, verſicherte Aichſpalter: Wohin die Reiſe geht, kann ich euch nicht ſagen, denn das hat der Herr keinem vertraut. Aber dafür ſtehe ich euch mit meinem Leben, daß Ritter Ulrich euch anſtändig, ja ſchonend behandeln wird, und daß es nur auf euch ankommen wird —

Schweigt! herrſchte ihm Meliſende zu, die aus der Rede des treuen Mannes den Verweis bereits heraus hörte, den ſeine Worte enthalten konnten.

Aichspalter schwieg und zog sich zurück. Melisende fühlte sich durch seine Worte doch einiger Maßen beruhigt, und so ging die Reise meist schweigend vor sich, bis an ein kleines Dorf am Donau-Ufer, das sie mit anbrechendem Tage erreichten, und wo Melisende sich durchaus fremd fand. Hier bereitete die Aichspalterinn in einer reinlichen Bauernhütte ihr einige Erfrischungen, und ein bequemes Lager. Sie ruhte ein paar Stunden; außer dieser Frau war Niemand bey ihr. Ulrich und die Übrigen hatten sich anderswo einquartirt, aber zwey Knechte hielten Wache vor der Thüre.

Nach einigen Stunden wurde aufgebrochen, und über den Strom gesetzt. Nun ging der Weg durch weite flache Gegenden, bis man Abends abermahl an ein Dorf gelangte, dessen Lage wie sein Nahme Melisenden ein Geheimniß blieb, und wo sie die Nacht zubrachte. Am andern Morgen, da das lange Reiten für die beyden Frauen doch zu ermüdend seyn durfte, stand ein Reisewagen nach damahliger einfacher Art in Bereitschaft, mit einer Decke und dichten Umhängen wohl versehen; Melisende und ihre neue Kammerfrau wurden hinaufgehoben, und die Knechte umgaben das Fuhrwerk zu Pferde.

So lange Melisende, wenn auch nur von ferne, und zuweilen, den Donau-Strom und die Be[illegible]

die] seine Ufer so schön machen, erblicken konnte, schien ihr ihre Stellung nicht so verzweifelt, denn diese Fluthen eilten ja nach Wien; sie kamen vor die Augen des heißgeliebten Gebiethers, dem der Strom und das Land gehörte, sie waren gleichsam ein Band zwischen ihr und ihm. Aber am dritten Tage wandte der Zug sich rechts ab von der Donau, der Grund stieg allmählig, das Erdreich wurde trockner, die Ansichten minder freundlich. Endlich erhob sich von allen Seiten niedriges Gebirge, die lustigen Weinberge, die hellen Laubwälder verschwanden, schwarzes Kiefernholz deckte die Anhöhen, oder streckte sich in den flachen Gegenden stundenweise ohne Unterbrechung hin. Schroffe Felsen wechselten mit dunklen Forsten, durch die Thäler rauschten ungezügelte Bäche, in den Feldern, auf den Wiesen ragten schwarze Steinblöcke zwischen Korn und Gras überall hervor, und zeigten gleichsam das Gebein der alten Mutter Erde, das hier keine blühende Decke umhüllte. Alles trug ein ernstes Gepräge, und auch die Wohnungen der Menschen waren seltner als in den kaum verlassenen Gegenden. Nur der mühsame Fleiß hatte seine Wohnung hier aufgeschlagen, und erzwang seinen Unterhalt von der Hand der stiefmütterlichen Natur, so daß Einsamkeit, Stille und Düstern-

heit miteinander zunahmen, wie die Reisenden weiter vorwärts gegen die böhmische Grenze drangen. Endlich gegen den Abend des vierten Tages bog der Wagen zwischen hohen, mit Kiefernholz bewachsenen Bergen in ein wildes Thal ein. Ein ziemlich starker Bach, den man wohl schon einen kleinen Fluß nennen konnte, wälzte seine dunkle Fluth an der Seite des Weges im Schatten des Föhrenwaldes hin, und bey einer Krümmung der Thalschlucht stand plötzlich vor den Augen der Reisenden ein schroffer Felsen, der auf der einen Seite mit seiner Spitze über den Strom hinüberdrohte, und auf dieser Spitze eine ansehnliche feste Burg trug.

Das ist Krumau, sagte Aichspalter, indem er an den Wagen heranritt, und mit der Hand auf die Burg wies.

Großer Gott! Wir werden doch nicht hier — rief Melisende, in der das drohende Aussehen des sehr befestigten Schlosses, und zugleich die Einsamkeit und tiefe Stille, welche ringsum herrschten, die Vorstellung eines unentfliehbaren Kerkers erweckt hatte, und die sich erinnerte, ihren Mann zuweilen von dieser fast unbezwingbaren Veste reden gehört zu haben, die er nur selten, und nur der Jagden wegen, besuchte. Aber in demsel-

Augenblicke ſah ſie ihren Gemahl den Weg, der am Felſen hinauf führte, einſchlagen, und dem Gefolge winken, ihm nachzukommen.

Nun glaubte ſie ihr Schickſal entſchieden. Hier war ihr der Aufenthalt, der Kerker angewieſen. Sie ſah ſich bereits in einem Verließe, oder wenigſtens, wenn Aichſpalters Reden zu trauen war, in einer wohlverwahrten Kammer der Burg, aus der ihr nur durch ein vergittertes Fenſter der Ausblick auf die düſtere Gegend umher erlaubt war, und wo Langeweile, Einſamkeit und Verzweiflung ihre einzige Geſellſchaft ſeyn würden, und ſie fieng von Neuem an heftig zu weinen, indem ihr Geſchick, ſo in der Blüthe der Jugend und Schönheit von allem irdiſchen Glücke, von ihren ſtolzeſten Hoffnungen geriſſen, und zur Gefangenſchaft verdammt zu ſeyn, ihr unausſprechlich grauſam vorkam.

Langſam bewegte das Fuhrwerk ſich den ſteilen Berg hinauf. Meliſende zerfloß in Thränen. Sie war überzeugt, es gäbe kein unglücklicheres Weſen unter der Sonne als ſie, ſie brach endlich in laute Klagen, in Verwünſchungen gegen ihren Gemahl aus, die die einfache Frau des Freyſaſſen mit Erſtaunen und Entſetzen anhörte, und weder Muth noch Luſt hatte, die Tobende zu beruhigen.

Jetzt hielt der Zug an der Brücke, die bereits

niedergelaſſen war. Man ſchien ſie erwartet zu haben. Der Caſtellan der Burg, ein ehrwürdiger Greis, und mehrere ebenfalls bejahrte Diener, kamen aus dem dunklen Thorweg hervor, den Gebiether zu empfangen, der ſie mit gütigen Worten begrüßte, und freundlich um einiges von ihrem Leben, ihren Umſtänden befragte. Der Heuchler! dachte Meliſende: O, er hat glatte Worte für Jedermann, und nur für ſein Weib keine Schonung, kein Erbarmen!

Dumpf wiederhallte der finſtere lange Thorweg, der aufwärts, und zum Theil in den lebendigen Fels geſprengt, in den erſten Hof führte. Hohe düſtere Gebäude umgaben dieſen. Mit Angſt blickte Meliſende zu den vergitterten Fenſtern eines ſtarken Thurms empor, der eine Ecke dieſes Raums einnahm. Welches war ihr wohl zum Kerker beſtimmt? Aber der Ritter, der nun abgeſtiegen war, und, von dem Caſtellan ehrerbiethig begleitet, dem Wagen vorausging, wandte ſich jetzt, und winkte dem Fuhrmann zu folgen. Ein zweytes Thor führte in einen großen, höher gelegenen Hof, dem ein zierlicheres Gebäude, das ihn auf der einen Seite einſchloß, und die Ringmauer auf der andern, die durch die Schießſcharten die Ausſicht ins Freye geſtattete, ſchon ein etwas freundlicheres Anſehen gab.

Der Ritter und der Castellan schritten weiter, und immer aufwärts, der Wagen bog um jenes Gebäude, ein drittes Thor erschien. Es führte in den obersten eigentlichen Burghof, und zeigte Melisenden eine sehr feste, aber nicht ohne Pracht und Zierde erbaute Burg, in welcher ein schöner Glockenthurm das Daseyn einer Kapelle verkündete, und eine offene Thüre durch einen düstern Gang die Aussicht auf ein niedliches mit tausend Blumen besetztes Gärtchen gewährte.

Zum wenigsten war das kein so feindseliger Aufenthalt, als es Melisenden im Anfange geschienen hatte. An der mit künstlichem Schnitzwerke und dem Wappen der Pottendorfer geschmückten Pforte hielt der Wagen. Aichspalter, der Castellan und einige Knechte waren den Frauen beym Aussteigen behülflich. Man führte sie eine Wendeltreppe hinan. Flügelthüren, ebenfalls mit zierlicher Arbeit bedeckt, öffneten sich, und zeigten den Eingang in einen hohen, etwas düster aber anständig eingerichteten Tafelsaal. Der Castellan machte den Wirth, denn der Ritter hatte sich, so wie Melisende den Wagen verlassen, zurückgezogen. Er führte Melisenden, die von Aichspalter und seiner Frau begleitet würde, durch viele mitunter kostbar verzierte Gemächer in Eins, welches durch ein hohes doppeltes Be-

genfenſter eine ſchöne Ausſicht über das ganze Thal und den Kampfluß bath, der hier rauſchend um den Felſen floß, auf dem die Burg ſteht. Dieß war ihr zur Wohnung beſtimmt, mehrere benachbarte Zimmer gehörten dazu, und ſeine Tochter erſchien gleich darauf, um ſich die Befehle der gnädigen Frau, welcher ſie zum Dienſte beygegeben war, zu erbitten. Meliſende antwortete auf alles, was man ihr ſagte, nur durch ſtummes Nicken. Es war alles ganz anders als ſie gefürchtet hatte, und dennoch ſo grauenvoll und unheimlich!

Der Caſtellan empfahl ſich bald, ſeine Tochter folgte ihm, ein Wink der Herrinn entfernte Aichſpalter und ſeine Frau. Sie war allein, zum erſtenmahl ſeit vier Tagen. Erſchöpft von ſo vielen Gemüthsbewegungen und der anſtrengenden Reiſe auf ſchlechten Wegen, warf ſie ſich auf ihr Lager und ſuchte die verworrenen, betäubten Gedanken zu ſammeln, und nur einigermaſſen ihre Lage, was ſich thun, was ſich fürchten oder hoffen ließe, deutlich ins Auge zu faſſen; da öffnete ſich die Thüre, und ihr Gemahl trat ein.

Er hatte die Rüſtung und den Helm abgelegt. Meliſende blickte ihn ſcheu von der Seite an, und die tiefe Bläße ſeiner Züge, die Verheerung, welche der Gram in wenigen Tagen in dieſer Geſtalt gemacht

hatte, die vor Kurzem ſich wieder zu neuer Blüthe erhohlt hatte, traf ihr Gewiſſen mit einem ſcharfen Stachel. Sie ſtand von ihrem Lager auf, und erwartete ſeine Anrede in anſtändiger Stellung, aber mit niedergeſchlagenen Augen und lautem Herzpochen.

Du wirſt wiſſen, warum du hier biſt, begann er: Deine ſtrafbare Neigung für den Gemahl eines andern Weibes, und deine geheimen Schritte wurden mir ſchon in Wien bekannt. Ich ſprach mit dir über dein Vergehen, ich zeigte dir die Schmach, die es dir, den Schmerz, den es mir bereitete. Ich entfernte dich von dem Orte der Gefahr, und hoffte dein verirrtes Gemüth ſollte ſich zurecht finden —

Sie wollte ihn unterbrechen — er fiel ihr ſtreng ins Wort: Erwiedere nichts — kein Wort, keine Sylbe! Wir haben fortan nichts mehr mit einander zu reden. Du haſt nicht bloß meine Liebe verrathen, du haſt auch meine letzte Hoffnung getäuſcht. Du biſt eine verhärtete Verbrecherinn, und mir bleibt nichts übrig, als meine Ehre zu wahren. Du wirſt daher den Umkreis dieſer Burg nicht verlaſſen, mit Niemanden ſprechen, keine Bothſchaft annehmen, kein Blatt fortſenden ohne meine Erlaubniß. Ohnedieß weiß kein Menſch weder in Pottendorf noch in Wien deinen Aufenthalt, und auf die

Treue der Perſonen, die dich hier umgeben, kann ich mich verlaſſen. Hörſt du?

Sie nickte ſtumm mit dem Haupte.

Hier kennt kein Menſch dein Vergehn. Es wird auf dich ankommen, deiner Zurückgezogenheit einen Anſchein von freywilliger Einſamkeit zu geben. An allem, was dein Leben ſonſt bequem und leidlich machen kann, wird es dir nicht fehlen, und dein Gepäcke aus Pottendorf iſt unterwegs. Widerſetzeſt du dich aber nochmahls meinem Willen, erfahre ich, daß du auf neue Tücken ſinnſt, oder gar einen Verſuch machen wollteſt zu entfliehen, ſo wirſt du es bereuen, ſetzte er mit flammenden Blicken und vor Zorn bebender Stimme hinzu. Es gibt noch ſtrengeren Gewahrſam, es gibt Gefängniſſe für ein widerſpenſtiges Weib, es gibt endlich einen Dolch für die Bruſt der Ehebrecherinn, und die mein ganzes Erdenglück gemordet hat, darf auf kein Erbarmen rechnen.

Er wendete ſich bey dieſen Worten um, und wollte das Gemach verlaſſen. Der furchtbare Ernſt ſeiner Rede, die Drohung am Schluſſe derſelben, und ihre Überzeugung, daß ſein feſter Sinn dieſe Drohung wahr machen könnte, erſchreckte ſie heftig. Sie eilte ihm nach und ſtürzte ihm zu Füſſen. Ulrich! Ulrich! rief ſie: O Gott! du biſt ſchreck-

lich! Sie zitterte ſichtbar, Thränen ſtanden in den entſetzten ſtarren Augen, und mit gerungenen Händen blickte ſie zu ihm empor. Er ſah ſie an, der Anblick ihrer Angſt, ihres Jammers wendete ihm das Herz in der Bruſt. Ach, dieſe Geſtalt war es ja geweſen, die er einſt mit ſo viel Liebe umfaßt, die den Inbegriff ſeines Glückes ausgemacht hatte! Er ſchwieg und betrachtete ſie einige Augenblicke, dann ſagte er etwas milder: Es wird bloß auf dich ankommen, dein Schickſal erträglich zu machen. Gehorche meinem Befehle, hüthe dich vor jeder Übertretung, vor jedem Rückfall, fügte er ſcharf hinzu, ſo wirſt du nichts zu fürchten, wenn auch nichts zu hoffen haben. Er verließ raſch das Zimmer. Meliſende blieb noch eine Weile auf den Knien liegen, und zagte in nahmenloſer Angſt vor all den Drohungen, die ſie gehört, und ſah ſich ſchon im Verließ der Burg bey Molch und Schlangen, und fühlte ſchon den kalten Stahl in der lebenswarmen Bruſt.

Endlich erhob ſie ſich. Alſo war alles verrathen, ſie gefangen, bewacht, und von jeder Hoffnung jedem Lebensglücke abgeſchnitten! Ulrich war ein Tyrann. Es war grauſam, es war unerlaubt von ihm, ſie ſo zu behandeln, ihr ganzes Leben zu vergiften, ſie hier auf der öden Burg einzuſperren,

jetzt wo der Herbst und der Winter herannahten. Gott im Himmel! der Winter hier in Krumau, wo die Gegend selbst im milden Spätsommer ernst und düster erschien! Welche Aussicht! — Und Friedrich? Was mußte er denken? Was fühlen? Wie sie verwünschen, anklagen? Sie kannte ja die Heftigkeit seiner Empfindungen, sie hatte die bittern Erfahrungen dieses großen, oft getäuschten Herzens aus seinen Klagen kennen gelernt, und sie sollte sie nun vermehren?

Sie war der Verzweiflung nahe. Thörichte Plane gaukelten durch ihren Kopf. Trotz aller Drohungen ihres Gemahls, dachte sie doch an die Möglichkeit einer Flucht, an Herablassen von diesen Mauern. Ein Blick in die Tiefe, auf diese steilen Felsen, auf den Kamp, der seine schwarzen Wogen um den Fuß des Schloßberges rollte, machte sie erstarren. Aber sollte nur hier das Gold kein Schlüssel zu dem Verwehrten seyn? Sollte die Treue dieser Leute wirklich jedem Versuche widerstehn? Dann fiel ihr Aichspalters eiserner Sinn ein, und seine unbedingte Ergebenheit gegen Ulrich, den er als seinen Gebiether verehrte, und als seinen Bruder liebte. Den Castellan aber und seine Tochter kannte sie gar nicht; wußte sie denn, ob sie nicht eben so bereit seyn würden sie zu verrathen,

als vielleicht ihr zu dienen? Und was würde ihr Los seyn, wenn Ulrich noch einen solchen mißlungenen Versuch von ihrer Seite erführe? Sie schauderte, seine letzte Drohung wiederhallte noch in ihrem Ohre. Doch zeigte sich in weiter Ferne ihrem, von Schmerz und Angst ermatteten Geiste ein schwacher Schimmer, der zwar nicht für den Augenblick, aber für die Zukunft an eine Möglichkeit der Besserung, der Rettung glauben ließ. Mit der Zeit würde sie den Castellan und die Leute, die sie hier umgaben, doch näher kennen und beurtheilen lernen. Der Geduld, der Beharrlichkeit sey nichts unmöglich, viele einzelne Tropfen höhlten den Fels; sollte es ihr nicht gelingen durch Güte oder List, Gold oder Schmeicheley sich irgend eine befreundete Seele zu erwerben, auf die sie mit der Zeit bauen, die sie zu irgend einer Bothschaft, einem Dienste würde brauchen können? O gewiß, gewiß, flüsterte ihr die Hoffnung zu, die ja auch den Unglücklichsten nicht verläßt, und an diesem Gedanken richtete ihr gesunkenes Gemüth sich aus der Tiefe ihrer Verzweiflung auf.

Sie begann nun ihr Leben einzurichten. Ihr Gepäcke war nach einigen Tagen von Pottendorf angekommen. Begierig hatte sie es durchwühlt, vielleicht enthielt es eine Nachricht, ein Zeichen von

dem Herzog. Ihre Zofe Brigitte war im Geheimniß, sie konnte vielleicht — Es war Alles vergebens. Kein Zeichen, keine Nachricht fand sich. Es schien vielmehr — und sie erfuhr später, daß es so gewesen — Herr Ulrich hatte auch hieran gedacht, und das Ordnen und Absenden ihrer Gewande, Geräthschaften und Geschmeide war durch ganz andere Hände gegangen. Aber es drang doch mitten in ihrer Verkehrtheit zuweilen wie ein Stachel in ihre Seele, wenn es ihr beyfiel, daß der Mann, den sie — das konnte sie sich nicht wegläugnen — so tief gekränkt, so unglücklich gemacht hatte, noch mit so viel Schonung und Rücksicht gegen sie verfuhr. Es fehlte nichts von allen den Dingen, welche sie sonst in Pottendorf und Wien zur Beschäftigung oder Bequemlichkeit um sich gehabt. Ihr Aufenthalt war, fern davon einem Kerker zu gleichen, wie sie befürchtete, einem Pallaste ähnlicher, es gebrach ihr an keiner Bedienung, an keinem häuslichen Lebensgenusse. Sie schaltete als unumschränkte Frau in den Gemächern, die ihr angewiesen waren, aber — sie durfte sie nur nicht verlassen. Zuweilen, wenn diese Rügen ihres Gewissens lauter sprachen, dann erschien ihr auch ihr Betragen gegen Ulrich in gehässigerem Lichte. Sein Bild trat vor sie mit so düstern Bli-

cken, ſo drohend und doch ſo mild, wie ſie ihn das letztemahl geſehn, und ein ſchmerzlicher Streit begann in ihrem Innern. Sie war ſich ihrer Schuld gegen Ulrich bewußt, ſie hätte gern einige Jahre ihres Lebens darum gegeben, um dieß quälende Bewußtſeyn los zu werden — aber wenn dann Friedrich vor ihrem Geiſte, in ſeiner Schönheit, in ſeinem fürſtlichen Glanze erſchien, wenn der Herzogs-Hut ſtrahlend vor ihren Blicken ſchwebte, dann ging in leidenſchaftlicher Sehnſucht, in ehrgeizigen Hoffnungen, jede beſſere Regung unter. Die Stacheln des Gewiſſens verloren ihre Spitzen, und Ulrich dünkte ſie wieder bloß ein Tyrann.

Sie war meiſt allein. Pottendorf vermied, ſo viel er konnte, jedes Zuſammentreffen mit ihr, und ſie ſuchte es auch nicht. Er trieb ſich mit Aichſpaltern auf Jagden in ſeinen Forſten herum, oder er ſaß finſter in ſeinen Gemächern, horchte den Berichten des Caſtellans über die Wirthſchaft, über die Lage und Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen, oder empfing ſelten den Beſuch eines Nachbars, denn die Gegend war nicht häufig bewohnt. Die einzigen hellern Augenblicke ſeines Lebens waren die, wenn der Burgkaplan, ein ehrwürdiger Greis, dem Ulrichs erſte Jugend anvertraut geweſen war, ihn beſuchte, und ſein wundes Gemüth mit dem

Balsam frommer Gottergebner Rede beruhigte, oder wenn er ihm den Dank irgend eines Unglücklichen brachte, dem er durch des Ritters Wohlthaten geholfen.

Melisende aber vertrieb sich, so gut es gehen wollte, die träge dahin schleichende Zeit mit Verfertigung kunstvoller Arbeiten, in denen die Tochter des Castellans ihre Schülerinn, und dann ihre Gehülfinn wurde, mit ihrer Laute, oder zuweilen mit Lesen in jenen Büchern, die sie noch von Constantinopel mitgebracht. So war der Herbst, der lange strenge Winter dahingeschlichen, und was Melisenden am tiefsten schmerzte, war die völlige Unwissenheit, in der sie in Ansehung des Herzogs gelassen wurde, und von der sie nicht wußte, ob sie sie einem leichtsinnigen Vergessen von seiner Seite, oder der wachsamen Eifersucht ihres Mannes, und der eisernen Treue seines Hausgesindes zuschreiben sollte, bey welchem, wie sie sich im Laufe des Winters überzeugen konnte, keinerley Verlockung oder Bestechung anzubringen war. Indessen so trübe die Zeit war, so ging sie doch dahin wie jede andere, auch die schönste. Der Frühling erwachte und weckte die Natur aus ihrem Winterschlaf. Die Wälder verloren ihre dunkle Farbe, und zeigten an den Spitzen der Zwei-

lebhaftes helles Grün; die Wiesen bekleideten sich mit tausend gewürzreichen Kräutern und Blumen. Alles lebte zu neuer Freude, zu frischer Hoffnung auf. Auch Melisendens in Schwermuth versunkner Geist fühlte die Einwirkung der allgemeinen Belebung, und fing aufs Neue an zu hoffen; denn bis jetzt mußte ja der Herzog, wenn ihm irgend daran lag, etwas von ihr zu wissen, erfahren haben, wohin sie die grausame Härte ihres Gemahls geschleppt, und welches Geschick sie um ihrer Treue gegen Friedrich willen erduldete.

Aber der Frühling fing an, sich in den Sommer zu verlieren, das Heu von den Wiesen war abgemäht, die Saatfelder gewannen eine hellere gelbliche Farbe, und Melisende saß noch immer eben so einsam, eben so abgeschnitten von jeder Kunde, als am ersten Tage, an dem sie vor fast zehn Monathen dieß Schloß betretten hatte. Allmählig verlor sich der leise Anflug von Hoffnung und Trost wieder, der ihren trüben Geist erheitert hatte. Die Natur um sie, ihre Lage, alles, was sie hörte und sah, kleidete sich in die Farbe der düsterſten Trauer, die ihr Gemüth umhüllte, und so saß sie eines Abends am Bogenfenster ihres Gemachs, die Laute in den Armen, aus der ihre Finger einzelne melancholische Töne lockten, schau-

te mit finſtern Blicken über das Thal hin, das in der einbrechenden Dämmerung ihr düſterer als je vorkam, und nun reihten ſich ihre Gedanken und Empfindungen zu harmoniſchen Zeilen, und ſie ſang:

Düſter ſinkt der Abend nieder,
Alles einſam, alles ſtumm!
Keines Vogels Abendlieder,
Keine Stimme ringsherum!
Keines Zephyrs mildes Koſen
In dem Forſt, der ſchweigend ruht!
Nur der Kamp mit wildem Toſen
Wälzt die ſtygiſch ſchwarze Fluth.

Hellas! Hellas! Land der Freude,
Land der Schönheit, Land der Luſt!
Ach ich bin zu tiefer Leide
Deines Reizes mir bewußt.
Wo ſind deine Lorberwälder,
Deine Blumen, dein Geſang,
Deine Nard' und Roſenfelder,
Deiner Sprache Zauberklang?

Alles iſt für mich verloren.
Im Hyperboräer Land
Hält, vergebens oft beſchworen,
Mich ein Fluch mit ſtarrer Hand.
Ja ein Fluch hat mich getroffen
Wie er Tantals Haus verheert,
Hat geknickt mein ſtolzes Hoffen,
Jede Luſt in Schmerz verkehrt,

Hat von allem mich gerissen,
Was mir lieb und theuer war.
Einen Halbgott muß ich missen,
Und mich peinigt ein Barbar.
Bin vergessen, bin verlassen,
Lebend schon ins Grab gesenkt,
Weh! Verzweiflung muß mich fassen,
Wenn kein Gott mir Rettung schenkt.

Der Gesang endete mit einigen Tönen des Schmerzens, die Melisende aus ihren Saiten riß. Dann warf sie die Laute neben sich hin, sank mit dem Haupte in beyde, auf die Knie gestützten Hände, und überließ sich eine Weile ihrem heftigen Gram, der wirklich an Verzweiflung grenzte. Nachdem sie einige Zeit so gesessen hatte, erhob sie das starre, trockne Auge, und sah vor sich hin, und wieder zeigte sich ihren Blicken die düstre Thalschlucht, die nun von Minute zu Minute dunkler ward. Ein tiefer Seufzer entlastete für einen Moment den schwergepreßten Busen, sie richtete sich empor. Da unten am Eingange des Thales bewegte sich etwas, es kam näher, es war ein Reiter, hinter ihm noch zwey. Mein Gott! rief sie: Sollte es möglich seyn? Sollte mir Rettung werden? Sie sprang auf, und trat dicht ans Fenster hin. Die Reiter kamen näher, jetzt konnte sie sie

deutlich unterscheiden, und sie richteten ihren Lauf gerade dem Schlosse zu. Es war ein stattlicher Ritter, von zwey Knechten begleitet, eine sehr kräftige Gestalt, ganz geharnischt, auf einem schönen Rappen. Eine entzückende Vermuthung durchschütterte Melisenden. Sollte sie sich der bezaubernden Hoffnung hingeben? Hatte der Himmel wirklich noch ein Gefühl des Mitleidens für ihr gränzenloses Elend? Sandte er einen Retter, und wer war dieser? Ihr Herz fing immer ungestümer an zu schlagen. Jetzt war der Geharnischte schon unten am Schloßberge, jetzt wandte er das hohe Streitroß, und verschwand hinter dem Fichtengebüsche, welches den Weg umkränzte. Nun hörte sie das Traben des starken Gaules über die Felsen, nun schimmerte zuweilen die blanke Rüstung des Fremden durch Buschwerk und Dämmerung, und nährte durch die Größe und kräftige Haltung der Gestalt in Melisenden eine selige Ahnung. O Gott! Gott! rief sie halblaut zu sich selbst, während sie ihre Sehkraft anstrengte, um den Nahenden genauer zu erkennen: Wenn es ein Bothe des Herzogs, wenn er selbst — In dem Augenblicke erschien der Geharnischte auf dem kleinen freyen Raum vor dem Schlosse an dem Graben, und der Wächter auf der Zinne des Thorthurmes ließ

ſein Horn erſchallen. Meliſende zitterte, ſie ſah noch einmahl genau hin, ſie erſtarrte. Ihre ſtolze Hoffnung fing an zu ſinken, ſie glaubte, ſo viel es die Dämmerung zuließ, die Künringſchen Farben an Schild und Feldbinde zu erkennen. Je länger ſie hinſah, um ſo deutlicher traten die Umriſſe von Herrn Heinrichs Geſtalt vor ihre Seele, und jetzt, als die Zugbrücke ſogleich ſank, der Ritter gegen das Thor ſprengte, einige Knappen ihm entgegen eilten, und Pottendorf ſelbſt eilig heraustrat, jetzt blieb ihr kein Zweifel mehr übrig, es war der Marſchall von Öſterreich, ihres Mannes innigſter Freund, aber auch des Herzogs Vertrauter und Günſtling! Es war dennoch möglich, daß er von ſeinem Herrn geſendet war, es war möglich, daß er Aufträge, zwar nicht unmittelbar an ſie, aber ſolche an ihren Gemahl hatte, die auf ihr Schickſal Einfluß nehmen, ſie aus der unwürdigen Haft befreyen konnten, in welcher wüthende Eiferſucht, und kleinliche Selbſtſucht ſie hielten. O wenn das wäre! Wenn ſie dem Herzog, dem ſie die ſtolze Erhebung ihres Geiſtes, dem ſie ſo viele entzückende Übereinſtimmung der Seelen, ſo viele beglückende Gefühle dankte, nun auch noch die Freyheit, die Loskettung vom unerträglichen Sclavenjoche dankte! Stürmiſch wogten Hoffnung

und Zweifel in ihrer beunruhigten Bruſt auf und ab, und in der heftigſten Spannung lauſchte ſie auf jedes Geräuſch, auf jeden Fußtritt in den Nebengemächern, und glaubte nun und nun müſſe der Erwartete bey ihr eintreten, oder ihr wenigſtens Nachricht durch Herrn Ulrich geſandt werden, welche ihr einiges Licht über den Stand der Dinge geben könnte.

Meliſende hatte richtig geſehen. Es war wirklich der Marſchall von Öſterreich, Heinrich von Künring geweſen, der vor der Burg Krumau ganz unvermuthet erſchien, und deſſen Ankunft einen lange entbehrten Freudenſtrahl in Ulrichs Seele warf. Er eilte ihm entgegen, lag in ſeinen Armen, und vergaß auf einige Momente alles, was ſein Herz bedrückte. Auch Heinrich freute ſich herzlich dieſes Wiederſehens, und verbarg klüglich die Befremdung, die ihm das ſo ſehr veränderte Ausſehen ſeines Freundes verurſachte, den er aufblühend und in wiederkehrender Geſundheit und Kraft in Wien aus ſeinem Hauſe ſcheiden geſehen hatte, und den er nun mit tiefen Zügen und düſtern Blicken, ein Bild geheimen, nagenden Kummers, wieder fand.

Im großen Tafelſaale der Burg angekommen, ſorgte Ulrich ſogleich für die Bequemlichkeit und

Erhohlung ſeines Freundes, der in einem ſcharfen Ritt den ganzen Tag auf dem Pferde zugebracht hatte. Becher und Humpen wurden gebracht, Speiſen eilig vorgeſetzt, und nun in des Hausherrn Armſtuhl, den ihm dieſer zurecht rückte, bequem ausruhend, begann Künring, indem er ſeinem Freunde die Hand über den Tiſch reichte: „Du bleibſt doch immer der Alte, Ulrich! Immer gut, immer liebevoll, immer treu! Wie du mich hier hegſt und pflegſt! Du könnteſt deinen leiblichen Vater nicht ſorglicher behandeln.“

Biſt du mir denn nicht Vater und Bruder, und Kind und Alles, lieber Heinrich? Wen habe ich denn außer dir? O, du glaubſt nicht, wie wohl es mir thut, die Züge des Freundes wieder zu ſchauen! Mein Leben war ſehr einſam.

„Du haſt dich aber auch hier am Ende der Welt eingegraben. Auf dem verwünſchten Felſenneſte hätte ich dich bald gar nicht gefunden. Nach meiner Berechnung des Weges hätte ich ſchon am Mittag bey dir eintreffen ſollen. Aber ich verirrte mich in den Schluchten und Thälern, ich mußte mir einen Wegweiſer nehmen, und ſo wurde es faſt Nacht, bis ich hierher kam.“

Die Gegend iſt wenig bewohnt und rauh. Es wundert mich, daß du dich ſobald zurecht fandeſt.

Überhaupt, es wundert mich, so sehr es mich freut, dich hier zu sehn. Wie hast du meinen Aufenthalt erfahren?

„Glaub mir, erwiederte Künring lächelnd, es ist, wie das Sprichwort sagt, nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Als du im Herbste plötzlich aus Pottendorf verschwunden warst, erregte dieß in Wien nicht wenig Neugier und Verwunderung. Niemand wußte, wo du hingekommen, Alles am Hofe und in der Stadt fragte sich bey mir an, und Alles hielt meine Versicherungen, daß ich es nicht wisse, für bloße kluge Verschwiegenheit. Ich ließ sie glauben, was sie wollten, ich dachte mir meinen Theil, und erwartete, daß die Zeit Alles, und so auch deinen verborgenen Zufluchtsort enthüllen werde. Nach und nach zeigten sich Spuren, ich erfuhr, wo du warst —“

Du erfuhrst es — und Mehrere — und der Herzog ebenfalls, rief Pottendorf hitzig.

„O b und w a s dieser weiß — ist mir unbekannt. Indessen bin ich auf sein Geheiß hier.“

Auf des Herzogs Geheiß! Nimmermehr! So weit sollte ihn Übermuth und Lüsternheit treiben? —

„Vergiß nicht, was ich dem Herzog danke, fiel ihm Heinrich mit großem Ernste ins Wort, und enthalte dich mir zu Liebe, wenigstens in meinem

Beyseyn der bittern Schmähungen, deren Grund oder Ungrund ich nicht beurtheilen kann.“

Pottendorf schwieg finster. So sprich! begann er nach einer Weile: Was führt dich hierher?

„Des Herzogs Geheiß, erwiederte Ritter Heinrich, wie ich dir schon sagte. Der Herzog bedarf deines Arms, deiner Treue, er wird hart bedrängt, die Ungarn rüsten.“

Die Ungarn? entgegnete Pottendorf hastig, und warum?

„Ein Vorwand ist zum ungerechten Kriege bald gefunden. Bela hat nicht vergessen, wem seine Krone von mißvergnügten Magnaten angetragen worden war.“

Und wer, fiel Pottendorf bitter ein, die Hand willig ausstreckte, um das ungerechte Gut schleunig in Empfang zu nehmen.

„Es war aber auch eine Krone! Laß uns billig seyn! Wie viele Männer mag es geben, zumahl wenn sie ihre Kraft kennen und fühlen, die eine solche Gabe ausschlagen würden?“

Du kannst Recht haben — die Sache war darum doch nicht recht.

„Daß die Ungarn aber für jetzt auch nicht die geringste wahre Klage gegen Österreich haben, beweist der Vorwand ihres Krieges. Sie suchen die

alte Beſchwerde wegen der verſtoſſenen Sophie Laskaris, die Belas Schwägerinn iſt, hervor. In ihrem Nahmen wird die bittere Beſchwerde geführt, und die Rüſtungen ſollen ſehr furchtbar ſeyn; das ſchlimmſte und gefährlichſte iſt, daß der Herzog, wenn dieſer Krieg ausbricht, Vieles von innerer Unzufriedenheit unter dem Öſterreichiſchen und Steyriſchen Adel zu fürchten hat.“

Und warum ſagſt du mir das, Alter? Was gehen mich die Zwiſtigkeiten des Herzogs und ſeiner Lehensleute an? Hat er es darnach gemacht, ſie gegen ſich aufzubringen, ſo mag er jetzt die Folgen ſeines Benehmens ertragen.

„Ulrich! Es iſt hier weder die Gelegenheit noch habe ich Muße, die Anmaßungen der Unterthanen oder das Recht des Herzogs zu erörtern. Auch würde es mich zu ſchmerzlich an die trübſte, düſterſte Zeit meines Lebens mahnen, die mich ſo viel, und auch den geliebten Bruder koſtete. Glaube mir aber — und ich denke, ich habe dieſe Überzeugung mit eigner Erfahrung theuer genug erkauft — das Recht ſteht, wie damahls in unſerm Falle, meiſt auf des Herzogs Seite.“

Gut, es ſey ſo! Aber was will der Herzog von mir?

„Deinen Zuzug mit deinen Leuten, deinen tapfern Arm, deinen Rath in wichtigen Fällen.“

Bruder! rief Pottendorf bitter: Über was soll ich mich mehr wundern, über des Herzogs Einfall, mich, gerade mich, nach dem, was vorgegangen, und was er eben so gut, ja besser als ich, wissen muß, zur Heeres-Folge aufzufordern, oder über deine Zahmheit, mir diese Aufforderung zu überbringen?

„Wundere dich über keines von Beyden, sondern denke, der Herzog kennt dich, und weiß, daß er dir vertrauen kann; und ich weiß, daß dich keinerley Rücksicht, kein Groll, wenn er auch noch so gegründet wäre, von deiner Pflicht abwendig machen wird.“

Pottendorf antwortete nichts, er ging nur mit hastigen Schritten den Saal auf und ab. Endlich blieb er vor Künring stehen: Weißt du, daß der Herzog mich aufs schmerzlichste gekränkt, daß er meinem Weibe nachgestellt hat?

„Ich weiß, erwiederte Künring gelassen, daß die auffallende Schönheit deiner Frau ihn geblendet hat. Was hernach geschehen seyn mag — nimm dem Waffenbruder die Freymüthigkeit nicht übel! — ist wohl dem Herrn nicht allein zur Last zu legen.“

Pottendorf biß sich in die Lippen, und setzte seinen raschen unruhigen Gang fort. Ein Entschluß schien in seiner Seele zu kämpfen, und in seinen schnell wechselnden Zügen spiegelten sich die eben so schnell wechselnden Empfindungen seines Innern ab. Plötzlich hielt er inne, trat auf Künring zu, reichte ihm die Rechte, und sagte finster aber fest: Sage dem Herzoge, ich komme mit meinen Mannen, und es soll seyn, als wäre nichts unter uns vorgefallen.

„So hab' ich dich erwartet," rief Künring freudig, und schlug in die dargebothene Rechte ein: „Ich bringe meinem Herrn deinen Handschlag, und mit ihm eine starke, treue Hülfe in großer Noth. O mein Bruder, mein Ulrich!" fuhr er fort, indem er seines Freundes finstere Züge theilnehmend betrachtete: „Warum kann ich diese falteureiche Stirn nicht glätten, dieß trüb blickende Auge nicht erheitern!"

Das kann nur Gott! erwiederte Pottendorf: Auch der Herzog kann es nicht, und ich muß tragen, was sich nicht ändern läßt, was — setzte er dumpf hinzu — meine eigene Wahl war, was — laß es mich zu meiner Beschämung gestehen! — was ich nicht missen könnte, ohne noch elender zu werden. Bey diesen Worten riß er rasch seine Hand

aus der Künrings, die ihn gefaßt hielt, und verließ den Saal.

Künring sah ihm tief bewegt und theilnehmend nach. Dann schüttelte er mißbilligend den Kopf, und setzte sich wieder an den Tisch, des Freundes Rückkehr erwartend. Dieser kam auch bald, drückte dem Freunde die Hand, schenkte ihm ein, und sorgte als freundlicher Wirth für ihn, ohne des vorigen Gespräches zu gedenken. Nach einer Weile begann er selbst von dem bevorstehenden Kriegszuge zu reden, er fragte genau nach allen Umständen, nach den Sammelplätzen der Mannschaft, nach des Herzogs Planen für den Feldzug und nach dem Anschein, welchen die Rüstungen des Feindes hätten. Ein ernstes Gespräch über diese Angelegenheit, die den beyden Freunden höchst wichtig war, hielt sie lange und eifrig beysammen. Melisendens, und aller trüben Verhältnisse wurde nicht mehr erwähnt, und Künring genoß die Freude, den theuern Waffenbruder, dem er sich so tief verpflichtet fühlte, durch die neue Richtung, die er seinen Gedanken und Kräften dargebothen hatte, wohl auch durch den Sieg, den Ulrichs Pflichtgefühl über jede andere Regung davon getragen, einen Schein von Heiterkeit gegeben zu haben, dessen seine Mienen längst entwohnt gewesen waren.

Spät, erſt gegen Mitternacht trennten ſich die Freunde, um jeder auf ſeinem Lager eine kurze Ruhe zu ſuchen; denn Heinrich wollte zeitig aufbrechen, um ſeinem Herrn ſobald als möglich die willkommene Bothſchaft zu bringen, und Ulrich geizte mit jedem Augenblick, der ihm die Freude geben konnte, ſich mit dem geliebten Freunde zu finden. Auch dachte er daran, ſogleich alle Anſtalten zum Aufbruche für ſich und die Mannſchaft, die er dem Herzog zuführen ſollte, zu treffen. Aichſpalter, der treue Diener und Freund des Hauſes, ward am frühſten Morgen in ſeines Herrn Gemach beſchieden; Alles mit ihm überlegt, und ihm ſeine Verhaltungsbefehle gegeben. Dann letzten ſich die Freunde noch eine kurze Weile mit einander, und ſchwangen ſich endlich auf ihre Roſſe, denn Ulrich wollte dem Freunde noch das Geleit bis an die Grenze ſeines Beſitzthumes geben, um, wie er lächelnd ſagte, ihn vor nochmahligem Irrereiten zu bewahren.

Meliſſende hatte geſtern Abends vergeblich in jedem Geräuſch, in jedem Aufgehn einer Thüre, eine Bothſchaft von dem erwartet, auf deſſen Leidenſchaft für ſie, ſie nach der ihrigen für ihn ſchloß, und der allein, wie ſie meinte, ſie aus ihrer unwürdigen Haft retten konnte. Es wurde Abend, es wurde Nacht, es wurde wie-

der Morgen, und keine Bothschaft erschien. Endlich meldete die Tochter des Castellans, der fremde Ritter und Herr von Pottendorf wären im Schloßhofe zu Pferde gestiegen, und es schien, als wolle der gnädige Herr seinen Gast begleiten.

Melisende fuhr empor, sie eilte ans Fenster. Wirklich öffnete sich das Thor, die Zugbrücke sank nieder, und sie sah ihren Gemahl an Künings Seite, den sie nun im vollen Morgenlicht recht wohl erkannte, von einigen Knechten begleitet, den Schloßberg hinab reiten. Was war das? Warum war Küning hier gewesen? Hatte er gar keine Bothschaft an sie? Hatte ihres Mannes Eifersucht schlau jede Ablieferung derselben zu verhindern gewußt? War er darum so beflissen, seinen Gast bis außerhalb der Burg zu geleiten? Oder hatte Friedrich ihrer wirklich nicht mehr gedacht? Dieser Gedanke, der trotz aller gehässigen Vorstellungen, die sie von ihrem Gemahl nährte, sich ihr dennoch oft und nur zu wahrscheinlich aufdrang, schmerzte sie am tiefsten, und heisse Thränen brachen hervor, die halb Wehmuth, halb Zorn fließen machten.

Zwey Tage blieb alles noch im Schlosse so stille, wie es immer gewesen, nur daß Aichspalter versendet worden war, wie Melisende von seiner Frau erfuhr. Nach zwey Tagen, deren Stille, wie

die vor einem Gewitter, nur um deſto bänger auf Meliſenden laſtete, erſchien am Morgen Herr Ulrich ſelbſt in ihrem Vorzimmer, in welchem des Aichſpalters Frau mit Handarbeit beſchäftigt ſaß, und trug dieſer auf, ſeiner Gemahlinn zu melden, daß er ſie zu ſprechen wünſche. Seit der langen Zeit, welche ſie auf Krumau zugebracht hatten, war dieß kaum drey Mahl, und jederzeit nur bey dringenden Gelegenheiten geſchehen, welche unmittelbar eine Verſtändigung zwiſchen dem Burgherrn und ſeiner Ehewirthinn nöthig gemacht hatten. Meliſende war im erſten Augenblicke beſtürzt, denn in ihrem Kopfe ſchwärmten noch die Vorſtellungen, welche Künrings Beſuch in demſelben erzeugt hatte; im nächſten dachte ſie an irgend einen häuslichen Vorfall, und beruhigte ſich in dieſem Gedanken ſo weit, daß ſie mit ziemlicher Freundlichkeit die Thüre ſelbſt öffnete, und den Gemahl willkommen hieß. Ulrich trat ein, in ſeinen Zügen war mehr Heiterkeit und Leben, als ſie ſeit langem an ihm bemerkt hatte, ſie wußte nicht, ob ſie ſich deſſen freuen ſollte oder nicht, und erwartete nicht ohne Beſorgniß ſeine Eröffnung.

Ich komme, hub er an, während er in dem Armſtuhl, den ſie ihm zurecht gerückt hatte, ihr gegenüber an ihrem Rahmen Platz nehmend, ei-

nige Augenblicke nachzusinnen schien — ich komme dich mit einer Veränderung bekannt zu machen, welche uns Beyden bevorsteht.

So? rief sie, nicht ohne einige Bitterkeit dazwischen: Findest du es jetzt schicklich, dieß selbst zu thun? Es war nicht immer so.

Ich weiß es, antwortete er trocken: Daß ich es aber jetzt thue, sey dir ein Beweis, daß ich es jederzeit gern selbst gethan haben würde, wenn es die Art der Eröffnung, und dein Betragen gestattet hätte.

Sie schwieg, verletzt durch diesen wohlverdienten Vorwurf, und Ulrich fuhr fort, indem er einen scharfen Blick auf sie richtete: Österreich wird von den Ungarn mit einem kriegerischen Einfall bedroht, der Herzog entbiethet seine Vasallen, und er hat seinen Marschall Künring geschickt, um auch mich zur Heeresfolge aufzufordern.

Melisendens Innerstes wallte unter diesen Worten unruhig auf. Ihr Herz pochte, ihr Athem stockte, doch beherrschte sie sich gewaltsam, und nach einer kleinen Pause, während welcher Pottendorf, sie beobachtend, auf eine Äußerung zu warten schien, sagte sie: Und wirst du sie leisten?

Das werde ich, denn es ist meine Pflicht. Ich verlasse also Krumau, und ich finde es weder schick-

lich noch billig, dich hier in dieſer wenig angenehmen Gegend ganz allein mit deinen Untergebenen zurückzulaſſen.

Wirklich? erwiederte ſie ſpöttiſch: Ich würde dir für deine Sorge, mich aus dieſer traurigen Einöde zu erlöſen, dankbarer ſeyn, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du hiermit nur deine Abſichten durchſetzteſt.

Meliſende! rief Pottendorf, von ſeinem aufkochenden Zorn übereilt. Doch faßte er ſich ſchnell, und ſagte ruhig aber ſtreng: Wir haben nichts mehr über das Vergangene mit einander zu reden. Jetzt handelt es ſich nur um deine Zukunft.

Erſchreckt durch ſeinen Ernſt, deſſen Folgen ſie nur zu wohl kannte, fragte ſie mit viel ſanfterem Tone: Und was haſt du über mich beſchloſſen?

Ich habe eine Vatersſchweſter, die in St. Pölten lebt.

Die Äbtiſſinn der Clariſſerinnen? rief ſie entſetzt: Ich ſoll in ein Kloſter? O du treibſt deine Grauſamkeit weit!

Er ſah ſie feſt und finſter an: Du warſt nicht grauſam gegen mich, als du mein ganzes Lebensglück zerſtörteſt? Ich habe dir ſchon einmahl geſagt, daß ich jetzt nichts mehr als meine Ehre zu wahren habe. Aber das will ich, ſo wahr mir

Gott helfe, das will ich mit allem Ernste, dessen meine Seele fähig ist — setzte er mit erhöhter Stimme hinzu.

Sie zitterte vor diesem Ton, den sie nur zu wohl kannte, und antwortete nicht.

Fürchte indessen nicht, daß du dort Einkerkerung oder üble Behandlung zu erwarten hast, fuhr er milder fort: Die Muhme weiß nichts von dem Treiben der Welt, und in ihre stillen Mauern ist gewiß keine Kunde gedrungen, die der guten Meinung Abbruch thun könnte, welche sie von der Frau ihres Neffen hat. Du wirst dort als die geehrte Gemahlinn des Ritters von Pottendorf empfangen werden, welche in der Abwesenheit ihres Mannes eine anständige Zuflucht bey ihrer geistlichen Verwandten sucht. Betrage dich dieser Schilderung gemäß, unter welcher ich dich im Kloster habe anmelden lassen, und du wirst eine Behandlung finden, so liebe- und achtungsvoll, wie du sie unter diesen Umständen nur immer wünschen kannst.

Er schwieg, und Melisende auch. Eine Weile betrachtete er sie noch, wie sie mit gesenktem Haupt und Blicke in düstere Gedanken verloren vor ihm saß, und auf seine Rede gar nichts zu erwiedern hatte; dann erhob er sich, und schritt auf die Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen. Jetzt sprang Me-

liſende auf. Die Schonung und Milde, welche trotz aller Strenge aus jedem ſeiner Worte, aus allen ſeinen Veranſtaltungen ſprach, ſo wie die Betrachtung, die ſich ihr immer heller aufdrang, daß keine noch ſo tiefe Kränkung den edlen Mann zu einer Verſäumniß ſeiner Pflicht hatte verleiten können, ergriffen ihr Herz. Sie eilte ihm nach, und mit viel mehr Freundlichkeit ſagte ſie: Ich danke dir Ulrich für deine gütige Vorſorge. Ich werde gern zu deiner Ruhme gehen, und ich werde mir ihre gute Meinung zu erhalten wiſſen.

Er ſah ſie an. Dieſe reizenden Züge, durch ein anmuthiges Lächeln verſchönert, das ihm galt, der freundliche Ausdruck der großen dunkeln Augen, riefen ihm jene Zeit zurück, wo ſie ihm immer ſo erſchienen, wo ſein reichſtes irdiſches Glück aus ſolchen Blicken und Mienen emporgeblüht war. Seine Seele ſchauderte in der Vergleichung des Einſt und Jetzt, er fühlte, daß ſeine Rührung ihn zu verrathen drohe, und daß es Zeit ſey, ſich loszureiſſen. Doch nicht auf unfreundliche Art ſollte es geſchehen. Er bezwang die vorbrechende Weichheit, aber er reichte ihr freundlich die Hand, und ſagte: Nun wir wollen ſehen, und glaube mir, du wirſt am meiſten dabey gewinnen! Leb wohl, Meliſende! ſetzte er hinzu, und drückte faſt unmerklich

ihre Hand. Sie fühlte es, und erwiederte den Druck schnell und mit Feuer, dann sagte sie: Und wann brechen wir auf? — Befiehl mir!

„Ich muß eilen, Melisende, denn der Herzog bedarf meiner bald. Könntest du Morgen bereit seyn?“

Ich kann es. Du geleitest mich doch bis St. Pölten?

„Es lag nicht in meinem Plane, antwortete er nach einigem Zögern: Aber du hast nicht Unrecht, es wird so besser seyn. Aichspalter kann die Reisigen führen, ich bringe dich zur Äbtissinn, und hohle ihn leicht auf der Straße ein. Leb wohl, sagte er, drückte die schöne Hand noch einmahl stärker, und eilte fort.

Sie blieb stehen und schaute ihm nach, endlich sagte sie, indem ein schwerer Seufzer ihre Brust hob! O Friedrich! Friedrich! Ich opfere dir viel, und wer weiß, ob es mir vergolten wird, wie es sollte! setzte sie ahnend hinzu.

Eine frohe Geschäftigkeit, wie sie seit langem nicht in den Mauern von Burg Krumau war gesehen worden, bewegte nun das ganze Schloß. In den Ställen, in den untern Gemächern, wo die Reisigen lagen, wurden Waffen geputzt, Pferde gezäumt, Gepäcke geordnet, und in den Zimmern

der Burgfrau wurde alles zum nahen willkommenen Aufbruch bereitet. Aber während der Beschäftigung mit dieser Abreise kehrte der Gedanke: wohin ihr zu ziehen bestimmt sey? über den früher die Freude, von Kruman wegzukommen, und ihres Mannes Freundlichkeit ihr hinausgeholfen hatte, immer öfter und immer lastender in ihren Sinn zurück. Ein Kloster! Ein enger Gewahrsam! Auf allen Schritten auflauernde Nonnen, die jedes Wort bespähen, jede Bewegung bewachen und deuten würden! Sie erinnerte sich jetzt von dieser Vaters-Schwester, als von einer sehr neugierigen und zugleich eigenmächtigen Frau sprechen gehört zu haben. Allmählig verloren sich die freundlichern Aussichten in die nächste Zukunft, welche durch ein Paar Stunden Melisendens Gemüth erheitert hatten. Mit ihnen verlor sich ihre frohe Laune, mit ihnen die mildere Stimmung gegen Ulrich. Es dünkte sie nach und nach, als läge unter diesen Blumen eine Schlange verborgen, und nur zu bekannt mit Ränken, Listen und blutigen Nachstellungen, wie sie der Hof von Byzanz unter den nächsten Blutsfreunden so oft aufzuweisen hatte, vermuthete sie auch hier vielleicht etwas Ähnliches. So heiter, so gütig gegen sie, hatte sie ihren Gemahl nicht gesehen, seit sie Pottendorf verlassen.

Sie sann immer mehr darüber nach, verglich und fing an zu fürchten. Freylich war hier weiter nichts zu thun, und für jetzt an keine Rettung zu denken, so lange Ritter Ulrich selbst gegenwärtig war und sie begleitete; vielmehr mußte sie darauf sinnen, ihn bey guter Laune zu erhalten, und ihn durch ein ergebenes Betragen sicher zu machen. Aber sie nahm sich vor, alle ihre Aufmerksamkeit aufzubiethen, sich nichts entgehen zu lassen, und alles, was vorfiel, was sie sah und hörte, für ihre Plane zu benutzen.

So kam denn der nächste Morgen, und man brach von Krumau auf, die Frauen im Wagen, wie sie hierher gekommen, der Ritter an der Spitze des Zuges, nur daß er dießmahl nicht so finster und störrisch sich von dem Wagen fern hielt, sondern, besonders weil Aichspalter fehlte, der schon vor der Morgendämmerung mit den Reisigen vorausgezogen war, zuweilen an den Wagen heranritt, nach dem Befinden der Frauen schauend und für ihre Bequemlichkeit sorgend, bis er dann, in St. Pölten und vor der Klosterpforte angelangt, sich bey der Äbtissinn melden ließ, ihr seine Frau auf eine Weise vorstellte, und dem Schutze der Domina empfahl, welche Melisenden ziemlich beruhigte, dann freundlich von dieser Abschied nahm,

und, von wenigen Knechten begleitet, die den Zug der Wagen gedeckt hatten, der Straße zusprengte, auf welcher er Aichspalter und die Reisigen, die langsam voraus gezogen waren, bald einhohlte.

In der Burg zu Wien und auf den festen Schlössern, welche der Herzog besaß, war ebenfalls jetzt alles in größter Thätigkeit. Herzog Friedrich ließ mit eben so viel Kraft als Eifer, und mit eben so viel Umsicht als Kriegskenntniß an allen diesen Orten Vorkehrungen treffen, um den nahenden äußern Feind wohlgerüstet zu empfangen, und die unzufriedenen Vasallen, deren einige ihm wohl bekannt waren, theils von jedem sträflichen Beginnen zurückzuschrecken, theils sie so zu stellen, daß ihre Hinterlist ihm nicht schädlich werden konnte. Sein Muth, sein Geist, seine Thätigkeit beseelte alle diese Anstalten; er war überall, wo Aufsicht und zweckmäßige Leitung nothwendig schien, und als Künring von seiner Sendung nach Krumau, die ihn einige Tage fern gehalten hatte, zurückkam, war er über die Fortschritte erstaunt, welche die Rüstungen indessen gemacht hatten.

Die reichen Bürger von Wien hatte des Herzogs Klugheit für seine Absichten zu gewinnen ge-

wußt. Der alte Haß gegen die Ritter fand willkommene Nahrung in dem Gedanken, daß der Herzog ihrer bedürfe, um die wankende Treue Jener im Zaume zu halten. So öffneten sich ihm willig die wohlversehenen Rüstkammern und Speicher, und eine gutbewehrte und berittene Schaar von streitbaren Bürgern vergrößerte des Herzogs Heer, indessen Andre mit eben so viel Eifer nach seiner Anleitung die Wälle der Stadt, die Thürme und Zinnen der Befestigung ausbessern, und Alles in wehrhaften Stand setzen ließen. Als Künring in Wien ankam, fand er den Herzog auf einer der Basteyen des Stubenthors, wo er eben die Arbeiten mit Blicken und Worten leitete. Wie er den Marschall ansichtig wurde, der so eben vom Pferde steigen wollte, sprang er schnell über die Brustwehr herab, dem Ankommenden entgegen, und ehe Künring sich noch aus dem Sattel geschwungen hatte, stand er bey ihm und rief: Thut ers? Kommt Er? — und sein feuriger Blick schien die Antwort errathen zu wollen.

Er kommt, gnädigster Herr! antwortete der Marschall, und stieg vollends ab: Ich wußte es ja, und habe mich in meinem Freunde nicht geirrt.

Er kommt! wiederhohlte der Herzog, und ein Gefühl von Beschämung stritt auf einen Augenblick

mit ſeiner Freude: Ich ſage dir's, Künring! Ich weiß nicht, ſoll ich mir es lieb oder leid ſeyn laſſen, daß ers thut.

„Lieb, gnädigſter Herr! ſehr lieb. Er führt euch von ſeinen verſchiedenen Beſitzungen alle ſeine Knechte zu. Es ſind bereits ſeine Bothen überall hingeſandt, und bis in wenigen Tagen hofft er mit fünfhundert Helmen in Wien bey Euch einzureiten.“

Fünfhundert Helme! Eine wichtige Hilfe; und daß wir ihm trauen können, fügte der Herzog nach einer Pauſe nachdenkend hinzu, indem ſein Auge forſchend auf Künrings Zügen lag — daß hier keine Hinterliſt verborgen liegt — dafür bürgſt du mir?

„Gnädigſter Herr! erwiederte Ritter Heinrich, betroffen durch dieſe Frage: Wahrlich, ich weiß hierauf nichts zu antworten. Ob ich euch treu ſey, müßt ihr wiſſen, und ſo denn auch, ob euch meine Bürgſchaft für den Waffenbruder genügt. Daß ich dieſe aber mit eben der Zuverſicht gebe, als ob ich ſelbſt Ulrich von Pottendorf wäre, das weiß Gott und meine Seele!“

Schon gut! Schon gut! Ich glaube dir, Künring, und habe dir ſeit dem Tage vor Aggſtein nie mehr mißtraut. Ich ſage dirs aber aufrichtig,

deines Freundes willfähriger Gehorſam beſchämt uns einigermaßen.

Künring zuckte die Achſeln und ſchwieg einen Augenblick. Dann ſagte er: Ulrich weiß ſehr gut den Menſchen vom Lehensherrn zu unterſcheiden und ſeine Pflicht von den Empfindungen ſeines Herzens zu trennen. Er wird nie vergeſſen, daß dieſe ſchweigen müſſen, wenn jene befiehlt.

Friedrich ſah finſter zu Boden und antwortete nicht. Dieſe Griechinn iſt ſehr ſchön, begann er nach einer Weile — wahrlich das ſchönſte Weib, das ich je geſehn — und zuvorkommend und klug zugleich. Heinrich! dir darf ich es ſagen — ich habe Unrecht gethan an deinem Freund — aber ſein Weib hat mehr Schuld als ich.

Künring ſchwieg abermahls. Er kannte den Zuſammenhang der Dinge nur zu gut, und ſein Herz trauerte um das Unglück ſeines Freundes, während er ſeines Herrn Schuld gern mit Jugendmuth und heiſſem Blut entſchuldigte. Dieſer aber ſchüttelte ſchnell die unbequeme Gewiſſensrüge ab, und zu den vorliegenden Anſtalten übergehend, machte er den Künringer mit allen Vorkehrungen, die er zum Empfang der Feinde getroffen, wie auch mit allen Zurüſtungen derſelben, in ſo weit ſie ihm kund

geworden, und Grund zu großen Besorgnissen gaben, bekannt.

Mehrere Tage waren verflossen. Friedrichs Heer stärkte sich nach und nach durch immer mehrere Schaaren, welche seine Lehens-Männer aus Oesterreich und Steyermark ihm zuführten. Die Burgen rings auf den Höhen, die dem Herzog selbst, oder seinen Baronen gehörten, waren in wehrhaften Stand gesetzt, eben so die Mauern von Wien und Neustadt und jenen Steyrischen Städten, welche die Woge des Krieges wahrscheinlich berühren konnte. Als jetzt auch Ulrich von Pottendorf mit seiner ansehnlichen Schaar zu Wien eingeritten war, der Herzog auf dem freyen Platz vor seiner Burg, wo heut zu Tage die neuangelegten Gärten sich verbreiten, sein Heer gemustert, und es im besten Stande gefunden hatte, ließ er seine Feldhauptleute, die Führer der zahlreichen Haufen zum Kriegsrathe berufen, und hier erst eröffnete er ihnen seine eigentliche Absicht. Seine Kundschafter hatten ihm nähmlich die Nachricht gebracht, daß König Bela noch immer unweit von Raab die Ankunft seines Bruders Kolomans erwarte, der ihm die Schaaren aus Slavonien zuführen sollte. Es war

also des Herzogs Absicht und Willen, den Ungarn zuvorzukommen, ehe sie sich vereinigen konnten, und so den Krieg in ihr Land zu spielen, um des doppelten Vortheils willen, die eigenen Länder zu schonen und dem Feinde größern Schaden zu thun. Überdieß — so schloß Friedrich die kurze feurige Rede, stehe dem angreifenden Theile immer Überraschung und Kühnheit zur Seite, und wer sich angreifen lassen muß, hat schon halb verloren.

Die Ritter waren beynahe eben so überrascht durch diese Eröffnung, als es die Ungarn bald durch den Überfall werden sollten. Mancherley Bedenken erhoben sich dagegen, am meisten von Seite derjenigen, welche gern die Feinde im eignen Lande erwartet hätten, weil ihre verrätherischen Plane darauf berechnet waren, und von den Anführern der bewaffneten Bürger Wiens, welche sich sehr ungern so weit von ihren Mauern in eine unzuberechnende Unternehmung verwickelt sahen. Doch des Herzogs kräftiges Wollen entschied jeden Streit, und trieb jede Einwendung zurück, und da auch Pottendorf und Künring der Meinung ihres Herrn beytraten, so fügten sich endlich die Übrigen, und der Aufbruch nach Ungarn wurde für den nächstfolgenden Tag beschlossen.

Wohl hätte Friedrich bey diesem Vorschlage

noch eine verborgene Absicht, die er selbst nicht seinen Vertrautesten, dem Marschall von Künring oder dem Preußl, geoffenbaret hatte. Es waren die geheimen Hoffnungen, welche frühere Verhandlungen und Vorfälle in ihm erregt hatten. Noch hatte er die Anträge nicht vergessen, welche ihm vor einiger Zeit von unzufriedenen ungarischen Großen gemacht worden waren, und wenn gleich jene aufgefangenen Briefe damahls die Sache niederschlugen, so hatte sie doch Friedrich nichts weniger als aufgegeben; er hatte fortwährend in größter Stille Einverständnisse in Ungarn unterhalten, und auf diese war sein Plan mit berechnet. Er schmeichelte sich nicht ohne Grund, in diesem Lande Anhänger zu finden, die sein Heer vergrößern sollten, daß es wie ein Strom, durch befreundete Quellen geschwellt, mit furchtbarer Gewalt über Bela herfallen, ihm vielleicht die Krone entreissen, oder doch ihn dafür strafen sollte, daß er so schnell der Wohlthaten vergessen, die ihm Friedrichs Vater in seiner höchsten Noth erwiesen hatte, als er vor des eignen Vaters Andreas Zorn mit seiner schönen Gemahlinn Maria sich nach Österreich hatte flüchten müssen.

Die Sonne des nächsten Morgens bestrahlte also, dem Befehle des Herzogs gemäß, die schim-

mernden Waffen der reisigen Haufen, welche unter wehenden Bannern, beym Schall kriegerischer Musik aus dem dunkeln Bogen des Stubenthors hervorströmten, der aufsteigenden Königinn des Tages entgegen. Bald war die ungarische Grenze erreicht, überschritten, und unaufgehalten verbreiteten sich die kriegerischen Haufen über die weiten fruchtbaren Ebenen des Nachbarlandes.

Aber worauf Friedrich mit so viel geheimer Sicherheit gehofft hatte, schien sich nicht bewähren zu wollen. Zwar erschienen keine feindlichen Schaaren, um ihn am weitern Vorrücken zu hindern, denn das Ungarische Heer stand noch ziemlich fern tiefer im Lande; aber es kamen auch keine ungarischen Banner, um sich an die der Österreicher und Steyermärker anzuschließen, ja nicht einmahl Bothen von jenen geheimen Anhängern des Herzogs, welche ihm früher die Krone ihres Reiches angetragen, und ihn eingeladen hatten, sie mit gewaffneter Hand zu hohlen.

Schon lagen mehrere Meilen zwischen Friedrichs Heer und der Grenze seines Stammlandes, als endlich seine ausgesandten Kundschafter mit der niederschlagenden Nachricht wiederkehrten, daß König Bela im Augenblick, wo der Krieg gegen seinen Nebenbuhler erklärt war, auch daran gedacht

habe, durch ſchnelle und wirkſame Maßregeln jene Magnaten, die ihm durch die aufgefangenen Briefe wohl bekannt waren, zu beſeitigen, um jedes mögliche Einverſtändniß zwiſchen ihnen und dem Feinde aufzuheben. Unvorbereitet, und daher um ſo ſchreckender war der Schlag gefallen. Einige waren eingekerkert, Viele hingerichtet, die Übrigen ſo verſchüchtert worden, daß ſie es nicht wagten, ihre Geſinnungen offen zu zeigen.

Friedrich ergrimmte, wie er dieß vernahm. Der beſte, der glänzendſte Theil ſeines Planes war zerſtört. Das ſollte Bela entgelten, und um ihm und jenen unter ſeinen eigenen Leuten, denen er zu mißtrauen Urſache zu haben glaubte, zu zeigen, wie er zu ſtrafen wiſſe, ließ er der Kriegsfurie ihren zügelloſen Lauf, und ſeine Schaaren ungehindert das Land verheeren, das er bisher klug geſchont. Nun flammten Dörfer auf, Städte und Caſtelle wurden geplündert, Saaten verbrannt oder zerſtampft, und ſo zog Friedrich, einem Würgengel gleich, durch das unglückliche Land, das zu beherrſchen ihm verſagt worden war.

Aber noch eine getäuſchte Hoffnung wartete ſeiner und ſteigerte den Grimm, der ſein Gemüth erfüllte, zur Wuth. Er bekam zuverläſſige Kunde, daß, während er ſeinem Heere Zeit gegönnt, das

Land seines Feindes zu verderben, dieser indeß oberhalb Raab die Vereinigung mit den Schaaren bewerkstelligt habe, welche sein Bruder ihm zugeführt, und daß nun ihr vereintes Heer wie eine dunkle Gewitterwolke sich den Österreichischen Marken zuwälze. Zugleich entwarfen die Bothen, welche diese Kunde brachten, und einige Überläufer, die sich zu den Deutschen flüchteten, eine so furchtbare Schilderung von der ungeheuren Anzahl der Feinde, von ihrem kriegerisch wilden Aussehen, von der Menge und Schnelligkeit ihrer Reiterey, von der Unentfliehbarkeit ihrer Bewegungen, daß sie Schrecken und Zagen unter Friedrichs Schaaren verbreiteten. Viele reuete es nun, dem Aufgebothe des Herzogs gefolgt zu seyn, der sie hier offenbar auf die Schlachtbank liefere; andere erinnerten sich von Neuem der Eingriffe und Kränkungen, die sie von dem Herzog in ihren Rechten erlitten zu haben meinten; wieder andere zitterten für den reichen Raub, den sie in Ungarn zusammengeplündert hatten, und so erhob sich Unzufriedenheit und Murren unter den Anführern der Schaaren. Die Meisten wünschten umzukehren, und bargen diese Gesinnungen so wenig, daß der Herzog ihrer inne werden mußte.

Mit höchstem Unwillen vernahm er diese Stimmung — um keinen Preis hätte er sich entschließen können, da er so weit gegangen war, umzukehren, ehe er den Feind gesehn, den sein kühnes Vordringen gleichsam herausgefordert hatte, und er war entschlossen, eher das Äußerste zu wagen. So ließ er schnell Befehle geben: die auf Plünderung weit Zerstreuten mußten sich unter ihre Banner sammeln, und er und Künring ordneten das Heer. Wie zahlreich immer die Feinde seyn mochten, Friedrichs Heer-Haufen war immer beträchtlich zu nennen, und dem Feind, wo nicht an Anzahl, doch an geordneter Führung und Kriegszucht überlegen. Mit froher Sieges-Zuversicht ritt er daher, schön und furchtbar in der blanken Rüstung, an dem zur Schlacht bestimmten Morgen hinab und herauf an den Reihen, aus deren schimmernden Waffen die Sonne Blitze und Funken zog, und sprach zu ihnen von den frühern Siegen, welche die Deutschen noch jederzeit, wenn sie ihres alten Ruhms eingedenk geblieben, über die ungeordneten Horden der Barbaren erfochten hatten. Er erinnerte sie an die Schlacht auf dem Lechfelde, und wie kräftig seitdem die Babenbergischen Fürsten die östliche Mark gegen diese Feinde zu bewahren, und das deutsche Reich vor ihren

Einfällen zu schützen verstanden hätten. Es gelang dem feurigen, jugendlichen Fürsten auch, einen Theil seines Heldenmuthes in die zagenden Herzen zu strömen, und der Entschluß zu tapferer Vertheidigung flammte in ihnen auf, bis jetzt eine unabsehlich breite, von unten aufwirbelnde Staubwolke die Annäherung der Feinde verkündete. Immer näher, immer dichter, wälzte die dunkle Fluth sich heran, jetzt verjagte ein Windstoß die Staubwolke, und das ganze Heer der Ungarn, dessen zahllose Reiterschwärme die Ebene bedeckten, so weit das Auge trug, wurde plötzlich sichtbar. Bey diesem Anblick sank der künstlich erregte Muth der erschrockenen Schaaren, und als jetzt die Ungarn mit wildem Geschrey von allen Seiten heransprengten, das viel kleinere deutsche Heer sich ringsum schon überflügelt glaubte, da rissen sie unaufhaltsam aus, und wandten sich zu schneller Flucht. Vergebens hielten der Herzog, Küuring, Pottendorf und einige andere Getreue ihre Schaaren in Gehorsam und fester Ordnung, vergebens bemühten sie sich die Verjagten zum Stehn, und zum Kampfe zu bringen; ohne sich umzusehn, flohen sie den heimischen Marken zu, und dem Herzog mit seinen Getreuen blieb nichts übrig, als mit wenigen festgeschlossenen Haufen den Rückzug

zu decken, und den ungestüm nachsetzenden Feind so lange als möglich aufzuhalten 1).

Scham und Zorn im Herzen, mußte Friedrich sich in die schmähliche Flucht verwickeln lassen, und vergebens hoffte er, dießseits des Leythaflusses seine Truppen Stand halten zu machen. Die meisten Banner zerstreuten sich und suchten die sichre Heimath, und das von Wien war eines der ersten derselben. Jetzt sammelte der Herzog die wenigen Lehensmänner, die treu und muthig bey ihm ausgeharrt hatten, hielt Rath mit ihnen, und es ward als das Beste erkannt, da Wien so leicht nicht zu erreichen war, sich mit dem Reste des Heers in das Gebirg zu ziehn, dessen Schluchten und feste Burgen ihnen eine sichere Zuflucht anzubiethen schienen. Schon war die Ebene zwischen der Neustadt und Baden in eiligem Marsche zurückgelegt, schon blickten von den Felsenkuppen die Schlösser Rauheneck und Rauhenstein aus der waldigen Schlucht hervor. Dort war ein enges Thal, dort war der Gebirgspaß, dort waren feste Burgen seiner Lehensmänner, und dort konnte auch ein kleiner Haufe sich mit Erfolg gegen ein zahlreiches, ohnedieß meist berittenes Heer zu vertheidigen hoffen, da die Feinde ihre Reiterey in den engen Thälern mit brauchen konnten. Beyna-

he war das Thal erreicht, da brach auf einmahl eine bewaffnete Schaar, in deren Mitte zum Schrecken der Herzoglichen ein ungarisches Banner wehte, aus der Schlucht hervor. Im Rücken von den nachsetzenden Ungarn bedroht, die nur zu bald folgen konnten, im Angesicht von einem Feinde, der sich hier so unvermuthet zeigte, angegriffen, galt es jetzt für Friedrich und sein kleines Häuflein, sich des Lebens oder der Freyheit zu erwehren. Dieser Gedanke aber, so wie der Zorn über den Verrath — denn nur durch Verrath konnte dieser Überfall möglich werden — erhöhte den Muth des Herzogs sowohl als seiner wenigen Getreuen. Fest und ruhig schlossen sie sich dicht an ihren Fürsten, den zu vertheidigen ihr Stolz und ihr Glück war, und fruchtlos prallte an diesem unerschütterlichen Walle, den Treue und Ehre um Friedrich zog, der wüthende Angriff der Feinde ab. Besonders ragte ein Ritter aus dem feindlichen Haufen hervor, den seine Waffen wie sein Ansehn als einen Ungar kund gaben, und der es sich vorgesetzt zu haben schien, den Herzog selbst zu fangen oder zu fällen. Mit Nichtachtung aller Gefahr war er unausgesetzt dorthin gedrungen, wo Friedrich kämpfte, und um welchen bereits einige seiner Nächsten gefallen, Künring und Preußl verwundet waren. Jetzt hatte der

Ungar den Fürsten erreicht, und jetzt erkannte dieser seinen Feind — es war Frangepani, der Verführer und Ehrenräuber seiner Schwester, wie er ihn nannte — und wüthend stürzte er sich auf ihn.

Ein furchtbarer Kampf erhob sich nun zwischen Beyden. Frangepani's kalte Rachsucht hatte bereits einige Vortheile über den ungestümen Zorn des Herzogs erhalten, der aus ein Paar leichten Wunden blutete; da warf sich Pottendorf dem Ungar entgegen, fing die Hiebe, die seines Fürsten Leben suchten, auf, und gab diesem dadurch Zeit, wieder neue Kräfte zu sammeln. Aber in diesem Augenblicke kam auch unverhoffte und höchst willkommene Hülfe. Heinrich von Lichtenstein hatte es gelungen, durch seine Entschlossenheit und durch die Vorstellung von der Gefahr des Herzogs einige der fliehenden Haufen zum Stehen zu bewegen. Rasch führte er sie nun gegen den Hinterhalt, der Friedrich so hart bedrängte, griff ihn muthvoll an, brachte ihn endlich zum Weichen, und zwang ihn, sich in unordentlicher Flucht in die Bergschlucht zurück zu ziehn, wohin niemand für gut fand ihn zu verfolgen. Vielmehr beeilte sich die Schaar, welche den Herzog jetzt umgab, zwar in großer Ordnung, aber so schnell als möglich, die Hauptstadt zu erreichen, um in ihren Mauern Schutz zu fin-

den; denn erschrockene Flüchtlinge meldeten schon die Annäherung des Ungarischen Heeres, welches bereits die Leytha hinter sich hatte.

Wien war erreicht; aber in welcher ganz andern Stimmung und Lage wurde diese Stadt wieder betreten, welche der Herzog vor nicht langer Zeit an der Spitze eines glänzenden Heeres voll freudiger Siegeshoffnung und mit stolzen Entwürfen verlassen hatte! Vom Feinde geschlagen, von seinen eigenen Unterthanen theils verlassen, theils verrathen, und für die Erhaltung seines Lebens eigentlich dem Manne verpflichtet, dem er dieß nicht ohne innere Beschämung seyn konnte, da er sich einer geheimen Schuld gegen ihn bewußt war, war seine Seele ein Raub der feindseligsten Empfindungen. Glühende Rachegedanken, wie er seine Schmach und das Unglück des verheerten Landes an denjenigen rächen wollte, die er als die nächste Ursache davon betrachtete, stiegen in seinem Herzen auf, aber sie mußten dem Drange des Augenblicks weichen; denn der König von Ungarn folgte auf dem Fuße, und für jetzt war an nichts zu denken, als die Stadt gegen ihn zu halten, und indeß ein bedeutenderes Heer aus Steyermark und Österreich zusammenzuziehen, um ihn wieder über seine Grenzen zurück zu weisen. Fried-

rich verbarg alſo den Unmuth, welcher ſeine Bruſt ſchwellte, ſo gut er es vermochte, und gab ſchleunigen Befehl an die Bürgerſchaft, ſich zur Vertheidigung ihrer Stadt zu rüſten, während er den Künring, Lichtenſtein und Pottendorf mit ihren Mannen in der Stadt zu behalten beſchloß, um die Stärke ſowohl als den Muth der Beſatzung zu erhöhen. Aber wie groß war des Herzogs Zorn und ſein Erſtaunen, als ſich die Bürger von Wien deſſen weigerten, und, ſey es nun aus Eiferſucht gegen die Ritter, oder aus Angſt vor den anrückenden Ungarn, durch eine Deputation ihres Magiſtrats, den Bürgermeiſter an der Spitze, dem Herzog erklären ließen, daß ſie in ſeine Abſichten, die Stadt zu vertheidigen, keineswegs eingehen könnten; ſondern ihm mit vielen Gründen beweiſen wollten, daß für den gegenwärtigen bedenklichen Augenblick nichts anders zu thun ſey, als um jeden Preis mit dem Ungar-Könige Frieden zu ſchließen. So wüthend der Herzog über dieſen Ungehorſam war, ſo blieb ihm nach eigener Überzeugung und nach dem einmüthigen Rathe ſeiner Feldhauptleute nichts anders übrig, als einen ſchnellen Frieden von Bela, wenn auch mit großen Aufopferungen zu erkaufen. Künring und Lichtenſtein wurden daher nach Stadtlau an den König von

Ungarn zur Unterhandlung gesandt. Es war Belas Vorsatz nicht gewesen, Eroberungen zu machen; seine Rache an Friedrich sollte nur befriedigt, und dieser dafür gestraft werden, daß er seine Hand nach der Krone von Ungarn ausgestreckt. Doch wußte er jetzt, wo ihm Friedrichs bedrängte Lage aus manchen Zeichen deutlich kund wurde, die Gelegenheit wohl zu nützen, und seine Forderungen bey der Unterhandlung so hoch zu spannen, daß der Herzog den Abschluß des Friedens und Belas Rückzug nach Ungarn nur mit fast gänzlicher Erschöpfung seines Schatzes erkaufen konnte.

Alles dieses war das Werk von wenigen Tagen. Bela brach auf, das Land umher bis an die Leytha wurde von den Feinden geräumt, aber es lag verwüstet, die Saaten verheert, die Dörfer verbrannt, und somit war das gerächt, was Friedrichs erste zornige Aufwallung über Ungarn verhängt hatte. Ihn quälte Zorn, Beschämung, Haß und Begierde nach Rache. In dieser feindseligen Stimmung schärfte sich jedes unangenehme Gefühl, ward jede bittere Empfindung noch einmahl so herbe, und zu den herbsten gehörte das Bewußtseyn dessen, wie er gegen Pottendorf stand, und das Gefühl der Schuld, die er gegen ihn hatte. Je rechtlicher, je treuer, je aufopfernder sich der Ritter gegen seinen

Lehensherrn benommen, je wichtiger die Dienste waren, die er ihm geleistet, je tiefer Friedrichs Herz diese Verpflichtungen fühlte, und je weniger er dem Ritter seine Hochachtung versagen konnte, je drückender ward ihm seine Nähe. Er gab ihm daher, als dieser nach Entfernung jeder Gefahr vor seinem Lehensherrn erschien, um sich Urlaub, und die Vergünstigung, nach Hause zu ziehen, zu erbitten, weil des Ritters Besitzungen von den Verheerungen der Ungarn sehr viel gelitten, diese Vergünstigung sehr gern. Er sah mit innerer Beruhigung den Mann sich aus seiner Nähe entfernen, den er nie ohne einen geheimen Vorwurf seines Gewissens erblicken konnte, aber es drängte ihn sein besseres Gefühl, diesen Abschied mit allen Zeichen wahrer und tiefgefühlter Achtung zu begleiten. Er überhäufte ihn im Beyseyn seiner übrigen Lehensmänner und Feldhauptleute mit Beweisen seiner Huld, und sprach vor ihnen allen den Dank und die Verpflichtung warm aus, die er dem Ritter für seine Treue zu haben glaubte. Aber dessen ungeachtet fühlte er seine Brust erleichtert, als Pottendorf den Saal verlassen, und er ihn bald darauf im Burghofe zu Pferde steigen, und aus dem Schlosse sprengen hörte.

In düstern Gedanken ritt dieser aus Wien hin-

aus, und der Gegend zu, die so viele schmerzliche Erinnerungen an ein zerstörtes Glück in sich faßte, und die nun bald durch den Anblick der feindlichen Verwüstungen ihn vom Neuen verwunden mußte. Seltsam hatte ihn auch des Herzogs Betragen beym Abschied angeregt, es hatte seinen Stolz befriedigt, es hatte seine Anhänglichkeit und Treue mit festern Banden an seinen Fürsten gebunden, aber es hatte den Stachel des Widerwillens und geheimen Verdachtes gegen den schönen und nur zu gefährlichen Jüngling nicht abstumpfen können, in welchem Pottendorf, trotz allem, was der Herzog so eben für ihn gethan, doch nur seinen Nebenbuhler und den Gegenstand sehen konnte, der ihm die Liebe seines Weibes entzogen.

Je näher er indeß an Pottendorf kam, je mehr drängte der Anblick zerstampfter Saaten, verbrannter Hütten, zerstörter Weinberge, und der Gedanke an das Elend seiner Unterthanen jene Gefühle in den Grund seines Herzens zurück. Unfern des Schlosses kamen ihm jammernd viele seiner Eignen, und mit lauten Klagen die Bewohner der Burg entgegen. Zwar hatten dessen feste Bauart und der Muth der Besatzung, unter des greisen aber entschlossenen Burgwarts Befehl, den Feind, der schnell dahin zog und auf keine lange Belagerung sich einlassen

konnte, glücklich davon abgehalten; dennoch war Schaden genug an des Ritters Grundstücken, Wäldern, Gärten, Teichen geschehn, und seine ohnedieß bekümmerte Seele ward durch das, was er hier fand, noch düsterer gestimmt.

Wunderbar kam es ihm auch vor, das Schloß jetzt so allein und in so veränderten Verhältnissen zu betreten, wo er zuerst mit Melisenden die Flitterwochen seines kurzen Eheglücks durchlebt, und damahls von ihr so manchen Beweis, einer, wie er glaubte, treuen und innigen Zuneigung erhalten hatte. Überall kehrte ihm hier ihr Bild mit verführerischen Farben zurück, und indem er der letzten Tage während des Zuges nach St. Pölten gedachte, wo in ihrem Benehmen gegen ihn, wieder Spuren alter Liebe und Achtung durchblichten, kam es ihm manchmahl vor, als wäre es doch möglich, Melisenden nicht so strafbar zu finden, oder wenigstens an ihre Rückkehr zu ihrer Pflicht zu glauben. Doch unterdrückte er mit festem Sinn jede solche zu weichliche Hoffnung, und beschäftigte sich jetzt nur eifrig damit, das Unheil, welches die Feinde angerichtet, so viel wie möglich zu verbessern. Er gab Befehl, jenen Armen das geraubte Vieh zu ersetzen, der Andern verbrannte Hütten wieder aufzubauen, er ließ dazu Holz in seinen Wäldern fäl-

len, Saatkorn und Geräthe aus seinen Speichern und Vorrathshäusern verabreichen, und mitten in diesen Anstalten und Beschäftigungen sandte er Aichspaltern nach St. Pölten ab, um Melisenden geziemende Kunde von dem, freylich mißlichen Ausgange des Feldzugs, aber von des Ritters Wohlbefinden zu bringen, und dann von dort nach Krumau zu reiten, wohin er des Ritters Befehle bringen sollte.

Es ist nunmehr wohl Zeit, sich nach derjenigen, welche so großen Theil an allen diesen Sorgen und Kümmernissen hatte, nach Melisenden umzusehen. Zwar hatte Ritter Ulrich, theils aus Schonung für sie, theils um seiner eigenen Ehre wegen, gegen seine Base, die alte Äbtissinn des Clarenklosters, nichts über das Betragen seiner Frau geäußert, oder auch nur durch sein Benehmen gegen sie im Beyseyn der Nonnen Anlaß gegeben, an eine Verstimmung unter den Eheleuten zu glauben. Hierdurch hatte er gehofft, wie er es ihr auch versprochen, ihr eine gute Aufnahme und anständige Behandlung zu sichern. Der Anschein war auch ganz dieser Erwartung entsprechend, und Ulrich verließ das Kloster und das Städtchen ganz zufrie-

den mit dem, wie er Meliſendens Loos bereitet. Aber er irrte ſehr. Das Gerücht und die Neugier wiſſen ſich überall, und ſo auch in die Klöſter Bahn zu machen. So hatte die Äbtiſſinn, welche für den Sohn ihres Bruders, den einzigen männlichen Sproſſen ihres Hauſes, eine wahrhaft mütterliche Liebe hegte, und die ſich daher ſtets, ſo viel es ihr möglich war, in Kenntniß ſeines Schickſals erhielt, ſchon längſt von den Vorfällen des Turniers zu Penzing, von ihres Neffen Verwundung, aber auch von der geheimen wahren Urſache derſelben gehört. Dieß war noch mit jenen ungünſtigen Zuſätzen geſchehen, welche Unverſtand oder böſer Wille gern über ſolche Erzählungen verbreitet, und die zumahl in der Entfernung eine Kunde oft bis zum Unkenntlichen entſtellen. Die Heirath ihres Neffen mit der ſtolzen Griechinn, wie ſie ſie nannte, welche ſich um die nächſte Verwandte ihres Mannes noch nie bekümmert hatte, war nie nach ihrem Sinne geweſen. Was ſie von den geheimen Verſtändniſſen derſelben mit dem Herzog Wahres und Falſches erfahren hatte, hatte ihr Gemüth derſelben noch mehr abgeneigt gemacht. Als der Neffe ſie daher hatte erſuchen laſſen, ſeine Frau, während er in den Krieg zog, bey ſich im Kloſter aufzunehmen, hatte ſie dieß in ihren frü-

hern Ansichten bestärkt, indem es sie sehr wahrscheinlich dünkte, daß er seine Frau nur hinter heiligen Mauern, und unter den Augen ihrer Verwandten, sicher vor fremden Nachstellungen und eigenen Gelüsten glaube — und daß die kluge Frau darin nicht sehr geirrt, wissen wir. Überdieß kannte sie von seiner Kindheit her ihres Neffen Sinnesart, die nicht sehr zur Mittheilung und zum Aussprechen seiner Meinung geneigt, und sehr edel, aber in sich gekehrt und zurückhaltend war. Es befremdete sie daher nicht, ihn ein Betragen gegen seine Frau beobachten zu sehen, das weder ihr noch ihren Mitschwestern auch nur den leisesten Anlaß zu Vermuthungen gab, und noch weniger irrte sie es, daß er sich gegen die Base nicht erklärte. Sie glaubte den geliebten Brudersſohn vollkommen errathen zu haben, und seiner geheimen Absicht entgegen zu kommen, wenn sie ein wachsames Auge auf die kühne, junge Frau hatte, und, ohne daß diese es merken sollte, unter dem Anschein der achtungsvollsten Aufmerksamkeit sie unablässig mit Personen zu umgeben wußte, welche jeden ihrer Schritte beobachteten, und denen sie keine ihrer Handlungen den ganzen Tag über zu entziehen vermochte.

So dachte die Äbtissinn, und handelte nach ih-

rer Meinung eben so klug als recht; aber Meliſende war doch noch feiner, als die gute Tante. Sie fühlte bald den Zwang, der unter dem Scheine der liebevollſten Aufmerkſamkeit unerträglich auf ihr laſtete, und ſie, die ihrer Denkart und frühern Gewohnheit nach ſchon auf dem ganzen Wege von Krumau nach St. Pölten der ungewohnten gütigen Stimmung ihres Mannes mißtraut, und an geheime Plane gedacht hatte, ſah nun in der Behandlung, welche ſie im Kloſter erfuhr, nichts als die Wirkung der Veranſtaltungen ihres Mannes, der gehäſſigen Vorſtellungen, welche er der Äbtiſſinn von ihr beygebracht, und ſeiner grauſamen Eiferſucht, die ihr Schlachtopfer unverſöhnlich verfolgte. Sich dieſem Zwange, auf welche Art es ſey, zu entziehen, und die nächſte günſtige Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen, dieſer Vorſatz, den ſie ſchon in Krumau manchmahl gehegt, und der theils an Aichſpalters unbeſtechlicher Strenge geſcheitert, theils manches Mahl einer beſſern Regung von Achtung gegen ihren Mann gewichen war, ſtellte ſich ihr nun öfters und beſtimmter dar.

Mit großer Aufmerkſamkeit beobachtete und bemerkte ſie alles, was im Kloſter vorging, um es gelegentlich zu ihren Zwecken zu benützen, während ſie im Äußern mit großer Ruhe und Pünctlich-

ſich allen Gewohnheiten und Regeln des Hauſes unterzuordnen ſchien, um dadurch den Argwohn ihrer ſtrengen Hüterinn einzuſchläfern.

Wie zu ihrer Zerſtreuung und zur Befriedigung erlaubter Neugierde, ließ ſie ſich nach und nach, bald von irgend einer Chorfrau, am liebſten von einer dienenden Schweſter, den ganzen Bau, die Anlagen, den Garten und Meyerhof des Kloſters zeigen, und dieſer letzte zog bald ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Es war ein viereckigter Hof, auf zwey Seiten von niedrigen Gebäuden umſchloſſen, in welchem ſich die Stallungen, die Behältniſſe des Federviehes, die Küchen- und Geſindewohnungen befanden. Die dritte Seite bildete der reichgefüllte Kornſpeicher des Kloſters (Schüttkaſten), mit der vierten ſtieß er an die Stadtmauer, und ein großes Thor mit einem Einlaßpförtchen neben demſelben, in einer Art von Thurm angebracht, bildete den Zuſammenhang der heiligen Zufluchtsſtätte mit der äußern Welt. Hier herein wurden die reichen Fechſungen aller Art von den Äckern des Kloſters ſowohl, als von reichlichen Zehenten, gebracht; hier wandelte das ſchwere Hornvieh täglich aus und ein auf die Weide, und hier wohnten denn auch weltliche Perſonen, ſogar Männer, der Kloſtermeyer nähmlich mit ſeinen

Knechten, und was ſonſt noch zur Betreibung der Wirthſchaft gehörte, welche für den Unterhalt von ſo vielen Chorfrauen und Layenſchweſtern zu ſorgen hatten.

Dieß Alles hatte ſich Meliſende zeigen und erklären laſſen, und nun wandelte ſie öfters mit der Layenſchweſter, der es oblag, die Vorräthe für die Küche hier zu hohlen, gleichſam um ſich zu zerſtreuen, durch die langen Gänge, durch die einſam ſtillen Höfe, in welche nur die vergitterten Zellenfenſter der Chorfrauen herabſchauten, jenem abgelegenen Zwinger zu, in deſſen hinteren Mauer die ſtets feſt verriegelte Pforte ſich befand, welche in den Meierhof führte. Keine von den Chorfrauen pflegte ihn zu betreten, denn er lag außer der Clauſur; nur einige der Layenſchweſtern mußten ſich abwechſelnd der, wie es den frommen Seelen ſchien, höchſt unangenehmen Pflicht unterziehen, täglich in einige Berührung mit der Welt zu treten, der ſie längſt Lebewohl geſagt, und von der nichts zu hören und zu ſehen, der Meiſten aufrichtiger ſehnlicher Wunſch war. Jedesmahl wurde nach dem Rückwege die Thüre des Zwingers, welche ins Innere des Kloſters führte, mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit verſperrt, und überdieß hatte noch die jüngſte, das heißt, zuletzt aufgenommene das Amt,

Abends, wenn es bereits dunkel geworden war, sich mit einer Laterne noch einmahl in den Zwinger zu verfügen, um nachzusehen, ob jene wichtige Thüre auch gewiß und gut verschlossen sey? Dieser Gang in dem beginnenden Nachtdunkel, allein, durch unabsehliche Gänge, hallende Gewölbe, und menschenleere Höfe, hatte etwas so Peinliches, so Grauen erregendes für die Phantasie eines jungen schüchternen Mädchens, daß jede davor zitterte, es als eine der schwersten Pflichten ihres sonst nicht leichten Prüfungsstandes ansah, und nur durch den geistlichen Gehorsam dazu vermocht werden konnte.

Melisende hatte, wie wir gesagt, die Küchenversorgerinn schon öfters begleitet, und, nachdem sie sich überall umgesehen, nichts unbemerkt gelassen, und auch die Persönlichkeiten und das Betragen der Meierleute wohl beobachtet hatte, es gewagt, sich der Meierinn, einer raschen Frau von mittleren Jahren zu nähern, die durch Verstand und Anstelligkeit eine Art von Übergewicht sowohl über ihren Mann, als auch sogar über die Layenschwestern behauptete. Während der Mann und ein Paar Mägde die Vorräthe von Butter, Mehl, Schmalz u. s. w. herbeytrugen, und der Layenschwester einhändigten, die alles packen und durch die Mägde selbst bis in den Klosterzwinger

schaffen ließ, fand Melisende Gelegenheit, mit der Frau zu sprechen. Eine wohl ausgesonnene Fabel, auf die sie sich schon früher vorbereitet hatte, war bestimmt, der Frau Theilnahme für eine unglückliche Gefangene einzuflößen, die man hier aus Familienrücksichten von ihren Ältern und Verwandten entfernt halten, und zur Abfassung eines Testamentes zwingen wollte, welches diese um ihr Vermögen bringen, und es einem fernern Zweige ihres Hauses zuwenden sollte; und ein Paar Goldstücke bestärkten den Eindruck, den die Schönheit, die Herablassung und das Unglück der fremden vornehmen Frau auf die einfache Bäuerinn gemacht hatten. Als Melisende das nächste Mahl wieder kam, war schon viel gewonnen, und wenige Worte reichten hin, die Meierinn von Melisendens Plan zu verständigen. Sie versprach ihren Mann zu Allem zu bestimmen. Melisende erwies sich wieder freygebig, und ließ in der Ferne, wenn alles nach Wunsch gegangen seyn würde, noch größere Hoffnungen schimmern. So war alles geordnet, und nur der Tag der Ausführung wurde erwartet.

Es war ein warmer Sommertag gewesen. Für die von hohen Mauern umschloßnen Klosterhöfe war die Sonne schon längst verschwunden, während sie draußen in der freyen Natur vielleicht erst das

Bergen zusank, aus deren thürmenden Gipfeln der höchste von allen, der riesige Ötscher, sich erhebt. Stille und Einsamkeit herrschte in dem Raume des dämmernden Klosterhofes. Neben dem schmalen, spitzbogigen Pförtchen, das hier durch einen düstern Gang zum Refectorium der Nonnen führte, stand eine mächtige Linde, die ihre weitreichenden Äste über einen Theil des Hofes breitete, und einen kleinen aus Stein gehauenen Brunnen beschattete, wo die fromme Witwe von Sarepta dem immer fließenden Quell aus einem steinernen Krüglein ins andere goß. Neben dieser einfach kindlichen Vorstellung des nie versiegenden göttlichen Segens befand sich eine steinerne Bank, und hier saß Melisende in Gedanken versunken, und fühlte an diesem warmen schönen Abende, in der schwülen Luft des engen Hofes, wo kaum ein sterbendes Lüftchen die Blätter der Linde bewegte, und der Springquell mit eintönigem Geplätscher die tiefe Stille merklicher machte, ungeduldiger als sonst ihre Beschränkung, und das drückende Loos, welches ihres Mannes Eifersucht ihr auferlegt hatte. Da öffneten sich die Pforten des Klosterganges, und die jüngste der Nonnen, Schwester Veronika, trat heraus. Ihre hochglühende Wange und die roth unterlaufene Stirn, deren höhere Färbung durch

die schneeweißen Streifen, und den weißen Schleyer, welche die jugendlichen Züge eng umschlossen, sichtbarer wurde, so wie die Erschöpfung, welche sich in ihrer Haltung aussprach, zeigten, daß sie eben ein recht ermüdendes Geschäft verrichtet hatte. Melisende hatte schon seit einigen Tagen begonnen, sich dem jungen schüchternen Mädchen zu nähern, das sich durch diese Auszeichnung von Seite einer so vornehmen Frau, die mit dem Kaiserhofe von Constantinopel und dem ihres Landesfürsten verwandt war, sehr geschmeichelt fühlte, und sie mit dankbarem Gefühl beantwortete. Jetzt grüßte sie die Schwester freundlich, und lud sie ein, sich neben sie zu setzen. Ein Gespräch über ihre mühevollen Pflichten entspann sich zwischen ihnen. Veronika hatte so eben den langen Tisch für so viele Nonnen zu decken, alles Eßgeräthe herbey zu schaffen, und das Wasser zu schöpfen gehabt, das für die Bedürfnisse der Abendmahlzeit und für ein mächtiges Waschbecken nöthig war, das, in einer zierlich verschnitzten Nische des Refectoriums angebracht, mittelst eines Hahns die frommen Schwestern mit Waschwasser versorgte. Die ungewöhnliche Hitze des Tages hatte das gewöhnliche Geschäft heute mühsamer gemacht. Melisende bedauerte das Mädchen, und wollte eine Unbilligkeit darin finden, einer so

jungen, und solcher Arbeit ungewohnten Person, so Beschwerliches aufzuerlegen. Veronika war nicht dieser Meinung. Sie redeten eine Weile, endlich sagte diese: Gewiß, gnädige Frau, ich bin euch wohl sehr für das Mitleid verbunden, welches ihr mit mir tragen wollt; aber bedenket nur selbst, wo bliebe denn das Verdienst, wenn meine Arbeit so leicht wäre?

„Gewiß, euer Verdienst ist um so größer; und glaubt nicht, daß ich die Befriedigung verkenne, die das Bewußtseyn Viel geleistet zu haben einem Geiste gibt, wenn er auf das zurückschaut, was durch ihn gewirkt wurde. Nur müßte zu diesem Zwecke das, was auszurichten war, auch etwas recht Würdiges oder wenigstens Nützliches seyn. — Solche Geschäfte aber —“

Gnädige Frau! Nicht Jeder von uns ist im Stande, etwas Großes, oder wie ihr es nennt, Würdiges zu verrichten. Wir müssen eben verrichten, was uns befohlen wird, und in der genauen Vollziehung dieser Befehle unsere Beruhigung suchen.

„Wenn man euch aber unnütze Beschwerden auflastet, wenn man Dinge von euch fordert, die unnütz, ja manchmahl — verzeiht, daß ich es sage

— läppisch sind, wie kann euch die Vollziehung derselben beruhigen?“

Dennoch, edle Frau! In dem Gehorchen selbst liegt unsere Ruhe.

„Ihr seyd sehr geduldig.“

Nicht doch, gnädige Frau, ich thue nur meine Pflicht.

„Die euch vorgesetzt sind, sollen die ihrige auch thun, und eurer schwachen Jugend schonen.“

Das zu beurtheilen, ja nur zu denken, geziemt mir nicht. Es ist der Wille meiner Obrigkeit, und darum der Wille Gottes.

Melisende schwieg einen Augenblick. Sie sah wohl ein, daß diesem Gemüthe nicht so leicht auf ihre Art beyzukommen war. Sie brach also ab, und fing nach einer Weile wieder damit an, daß sie die Schwester fragte, was sie denn heute noch alles zu thun habe.

Veronika zählte ihre kleineren und größeren Obliegenheiten nach der Zeit, in welcher sie auf einander zu folgen hatten, auf. Zuletzt, schloß sie ihre Erzählung, muß ich denn noch in der Küche nach dem Feuer auf dem Herde sehen, ob es auch recht abgelöscht ist, ob alle Thüren gut verriegelt sind, und dann kommt noch mein wahrhaftig — schwerster Dienst. —

„Und der wäre?“ fragte Meliſende eifrig.

Dann muß ich, fuhr Veronika fort, zur Prioriun, und mir die Zwingerſchlüſſel abhohlen, eine Laterne anzünden, und meinen ängſtlichen Weg durch den Kreuzgang und das Convent über den großen Hof antreten, dann durch das Nebengebäude, wo die Layenſchweſtern ſchlafen, und endlich wieder über einen ganz dunklen, ganz abgelegenen Gang, der zuletzt auf den Zwingerhof endet, in deſſen gegenüber ſtehender Mauer jenes Thor iſt, wodurch man in die Meierey des Kloſters kommt, und das ich allnächtlich unterſuchen muß, ob es gut zugeſperrt iſt, oder falls es dieß nicht wäre, ſelbſt zuſperren muß.

„Ich geſtehe, das iſt ein weiter mühſamer Weg, und es muß höchſt langweilig ſeyn, ihn tagtäglich zu machen.“

Ach, wenn er nur weit und ermüdend wäre! Ich wollte nicht klagen, ich wollte ihn gern machen, denn es iſt ja meine Schuldigkeit. Aber, du lieber Gott, er iſt auch ſo ſchaudervhaft, ſo unheimlich.—

Meliſende lächelte unmerklich. Veronika bemerkte es doch, und fuhr mit leiſerer Stimme fort: Ihr glaubt es wohl nicht, aber es iſt doch ſo. Jener letzte abgelegene Gang führt neben den Gei-

ßelgewölben, und neben dem Eingang zu den Gefängniſſen des Kloſters vorbey. Schon wenn ich an das denke, was hier trauriges, ſchreckliches geſchieht, wendet ſich mir das Herz in der Bruſt, aber wenn mir dann einfällt, was man im Kloſter erzählt, und es fällt mir unglücklicher Weiſe jedes Mahl ein, ſo wie ich die Thüre des Ganges öffne, und das lebensgroße Crucifix mit den armen Seelen in den Flammen des Fegefeuers zu Füſſen desſelben erblicke —

„Und was erzählt man denn?“ fragte Meliſende die Verſtummende.

Noch leiſer erwiederte dieſe: Es läßt ſich die arme Seele einer Kloſterfrau, welche hier vor mehr als hundert Jahren im Kerker — aus Verzweiflung — O gnädige Frau, ich kann es nicht ausſprechen. Erlaßt mirs! —

„Nun, und dieſe arme Seele?“

Sie läßt ſich, fuhr Veronika kaum hörbar fort, zuweilen ſehen. Es haben ſie manche erblickt, es bedeutet allemahl ein Unglück für's Kloſter. Beym Tode der vorigen Äbtiſſinn zeigte ſie ſich. Die damahlige jüngſte Novize begegnete ihr, wie ſie zuſperren ging. Sie war faſt des Todes davon, man fand ſie ohnmächtig vor der Thüre des Geißelgewölbes liegen. Stellt euch nur vor,

Frau von Pottendorf, wenn ich das Unglück hätte — Ach Gott! Ich glaube, ich stürbe auf der Stelle.

„Ihr fürchtet euch also sehr vor diesem Gange?“

O ja, recht sehr.

„Und gäbe es kein Mittel euch davon zu befreyen? Ließe sich die Äbtissinn nicht erbitten, diesen Dienst irgend einer andern Novize aufzutragen.“

Ach das geht nicht an. Das wäre wider die ältesten Regeln des Hauses. Und eine Chorfrau läßt es wohl bleiben zu gehn, wenn sie nicht muß.

„Wie wäre es denn, wenn Jemand Anderer, wenn auch nicht alle Abende, aber doch zuweilen diesen Gang statt euer verrichtete?“

Veronika starrte Melisenden an. Wer würde sich dazu verstehn! Und dann dürfte ich ja auch nicht. Ich, ich selbst muß gehn. So will es der geistliche Gehorsam.

„Ja, dann muß ich wohl dem Plane, den ich mir gemacht hatte, entsagen.“

Einen Plan?

„Ja wohl. Eure Beschreibung hatte mich neugierig gemacht. Ich hätte gern selbst jenen seltsamen Gang des Geißelgewölbs, das große Crucifix und alle diese schauerlichen Dinge gesehn, die ihr beschreibt.“

Ach, gnädige Frau! Wie kann euch darnach gelüsten?

„Das Wunderbare, das Schauerliche hat von jeher Reiz für mich, und nun, wo ich euch, die mir so lieb ist, einen Gefallen damit thun könnte — jetzt würde ich das Amt des Zuspeerens euch recht gern abnehmen, das euch so schwer fällt.“

Schwester Veronika sah die Frau von Pottendorf mit einem Gesichte an, in welchem Erstaunen, Dankbarkeit und Bestürzung sich mahlten, und war nicht sogleich im Stande, auf diese befremdliche Äußerung zu antworten. Endlich faßte sie sich, ergriff den Saum von Melisendens Gewand, um es an ihre Lippen zu drücken, und sagte: Gnädige Frau! Wahrhaftig eure Güte gegen mich ist so groß, so unerwartet. — Erlaubt mir euch mit recht gerührter Seele dafür zu danken.

„Also ihr nehmt meinen Vorschlag an?“ fiel ihr diese lebhaft ins Wort.

Das wohl nicht, gnädige Frau, erwiederte die schüchterne Schwester.

„Und warum nicht?“ fragte Melisende mit einem Tone, in dem sich einiger Unmuth deutlich zeigte.

Verzeiht, edle Frau, meine gütige Beschü-

terinn! Ich kann nicht. Das Geschäft ist ja mir auferlegt, ist es unter dem geistlichen Gehorsam. Wahrhaftig! So himmlisch eure Huld ist, so glückselig mich euer Anerbiethen machen würde — aber — und hier fing das Mädchen fast zu weinen an — ich darf ja nicht — ich darf nicht ungehorsam seyn.

Melisende schwieg eine Weile ärgerlich, und war unschlüssig, ob sie noch ferner in das Mädchen dringen, oder es der Zeit und dem Zufalle überlassen sollte, diese lächerliche Gewissenhaftigkeit, wie sie es nannte, zu überwinden. Nachdem sie eine Weile darüber gesonnen, schien ihr diese Meinung endlich die Beste, und sie meinte nicht mit Unrecht, durch das heutige Gespräch einen Funken in Veronika's Seele geworfen zu haben, der sobald nicht verlöschen, und den irgend ein günstiges Ereigniß schon noch beleben werde. Ohnedieß war der Zeiger der Thurmuhr, auf welchen sie von ihrem Sitze sehn konnte, gegen die siebente Abendstunde vorgerückt. Es war Zeit, das Zeichen mit der Tischglocke zu geben. Veronika stand auf, um dieß zu thun, nachdem sie noch einmahl Melisenden mit inniger Wärme gedankt hatte, und diese erhob sich gleichfalls. Die Glocke erklang, und bald darauf hörte Melisende, wie sie in dem stillen Hofraum auf und

nieder ging, die Thüre, welche vom Innern des Klosters in das Refectorium führte, öfters auf und zugehn. Ein Zeichen, daß die Nonnen kamen. Sie trat also ebenfalls ins Refectorium und beschäftigte sich, während der geistlichen Lesung, welche die Tischzeit nützlich ausfüllte, mit neuen Planen, um Veronikas Bedenklichkeit zu überwinden. Da entschied ein Zufall alles ganz anders, als Beyde es gedacht hatten.

Die Äbtissinn hatte eine geraume Zeit auf sich warten lassen. Als sie zuletzt erschien, glaubten ihre Tischgenossinnen und auch Melisende deutliche Spuren von Unruhe und Kummer in ihren Zügen zu lesen. Da aber bey einer Frau, welcher so viele wichtige Geschäfte, wie die Leitung des Klosters und die Verwaltung des ganzen Vermögens desselben, anvertraut waren, leicht Ursachen der Verstimmung und Sorge eintreten konnten, und auch oft eintraten, so war diese Erscheinung eben so wenig etwas Neues als Befremdendes für ihre Untergebenen. Heute aber gesellte sich noch ein neuer Grund dazu, der allen wohl bekannt war. Eine hochbejahrte Klosterfrau, die, von allen geehrt und geschätzt, schon lange an einem unheilbaren Brustübel litt, war ihrem Ende nahe, und der Beichtvater des Klosters, ein gelehrter Benedictiner aus

dem nahen Stifte Möld, der zugleich auch als leiblicher Arzt dem Kloſter diente, hätte heut morgens ausgeſprochen, daß Schweſter Hiltrudis wohl kaum mehr die Sonne zweymahl untergehn ſehn würde. So war denn der Mißmuth der Oberinn leicht zu erklären. Niemand machte ſich deßhalb beſondere Gedanken, und Jedermann begab ſich, als die Abendmahlzeit zu Ende war, ruhig auf ſein Zimmer.

Aber ſchon am frühen Morgen verrieth eine gewiſſe unruhige Bewegung, daß etwas im Kloſter vorgehn müſſe. Meliſende hörte öftere und ſchnelle Schritte der Nonnen auf dem Gange, der hinter ihren Zimmern vorbey zu den Gemächern der Äbtiſſinn führte; ſie hörte bald lauter, bald flüſternder ſprechen; ſie ſah einige der Layenſchweſtern mit ſichtlicher Eile über den Hof gegen jenen Theil des Gebäudes zu gehen, welcher nach dem Meierhof führte, und ſie erwartete, daß man kommen, und ſie von dem, was vorgefallen ſeyn mochte, als einen geehrten Gaſt benachrichtigen würde. Aber es kam Niemand, es benachrichtigte ſie Niemand. Etwas gereizt ſchon durch dieſen Mangel an Aufmerkſamkeit, öffnete ſie endlich ihre Thüre, um zu ſehen, was es gäbe, und gewahrte eben zwey Nonnen die am Ende des Ganges im eifrigen Geſpräche ſtanden, als in denſelben Augen-

blicke Veronika mit verstörter Miene und thränenden Augen aus dem Zimmer der Äbtissinn kam, und schnell über den Gang eilen wollte. Melisende rief ihr zu. Sichtbar betroffen über Melisendens jähen Anblick blieb das Mädchen stehn, und eine gewisse Verlegenheit erschien in ihren Blicken.

Was ists denn? fragte Melisende rasch und mit ungeduldigem Tone: Was ist vorgefallen? Und werde ich es nicht erfahren?

Es hat sich — antwortete die Novize stockend, es ist — Wißt ihr denn noch nicht, fuhr sie rascher fort, daß Schwester Hiltrudis diese Nacht verschieden ist? Gott tröste sie!

„Hiltrudis? Ja wohl, Gott tröste sie! erwiederte Melisende: Doch was war zu erwarten, nach dem, was der Geistliche gestern aussprach? Wie kann der Tod der siebzigjährigen Chorfrau, dem man seit Monathen entgegen sah, das ganze Kloster so bestürzen? Da seht nur!“ Sie wies mit der Hand gegen das Ende des Ganges, wo zu den zwey vorhin da gestandenen Nonnen sich noch einige versammelt hatten, alle mit erschrockenen Mienen und in eifrigem, wie es schien, lebhaftem bewegtem Gespräche.

Ja, erwiederte Veronika, es ist auch nicht dieß allein — sie schwieg verlegen —

„Nun was iſts denn? Laßt mich doch nicht ſo lange warten?“

Es hat ſich, begann Veronika mit unſicherer Stimme, eine ſehr ſchlimme Nachricht ſeit geſtern in der Stadt zu verbreiten angefangen. Die hochwürdige Frau wußte ſie zum Theil ſchon geſtern Abends — und heute beſtätigt ſie ſich völlig.

„Es iſt wahr, ſie ſah geſtern ſehr beſorgt aus. Ich erinnere mich. Aber was iſt es denn?“

Der Herzog, ſagt man —

„Der Herzog?“ fiel ihr Meliſende ins Wort, und alle ihre Züge ſpannten ſich, und ihr Auge hing an dem Munde des Mädchens: Was iſts mit ihm? O geſchwind! geſchwind!

Er ſoll eine Schlacht gegen die Ungarn verloren haben.

„Nicht möglich! Friedrich, und dieſer Bela!“

Es iſt doch ſo, und die Ungarn ſollen ſchon über die Leytha und bey Wien ſeyn.

„Gerechter Gott! Und wißt ihr keine näheren Umſtände? Wie kommt es, daß Friedrich mit einem ſolchen Heer, mit ſeinem Muthe, ſeiner Kraft, —“

Ja wenn er das Heer behalten hätte, aber man erzählt gar wunderliche Dinge —

„O ſprecht! ſprecht!“

Seine Ritter und Mannen ſollen ihn alle verlaſſen haben —

„Alle — nicht möglich! Künring, mein Mann, gewiß nicht!“

Doch, doch! Sie ſollen ſich alle gegen ihn verſchworen haben. Der Künring hatte alte Unbilden zu rächen, der Herr von Pottendorf — verzeiht gnädige Frau! aber ich wiederhohle nur, was ich hörte, und weil ihr es wiſſen wollt —

„Nun, was iſts mit meinem Manne?“

Er ſoll der erſte geweſen ſeyn, der ſich mit ſeinen Schaaren wandte, und zum Feinde überging.

„O ſchändlich! ſchändlich!“ rief Meliſende, der in dem Augenblick die Verrätherey ihres Mannes, aus einem ihr nur zu wohl bekannten Grunde, wahrſcheinlich wurde. Und was that der Herzog? Wo iſt er? ſetzte ſie angſtvoll hinzu.

Er ſoll verwundet ſeyn.

„Gott im Himmel! rief Meliſende und erblaßte tödtlich: Verwundet! Doch nicht gefangen?“

Nein, das nicht. Aber er liegt in Wien. Man ſoll nicht viel Hoffnung für ſeine Geneſung haben, und —

Meliſende hörte nichts mehr von dem, was Veronika in gut gemeinter Ausführlichkeit hinzuſetzte. Ihre Beſinnung war geſchwunden, ſie glitt,

ſich vergeblich an den Thürpfoſten klammernd, an welchem ſie ſtand, immer tiefer, und erſchrocken hemmte Veronika ihre Rede, als ſie die ohnmächtige Frau hinſinken ſah, und ſprang hinzu, um ſie zu unterſtützen. Aber die Kräfte des feinen jugendlichen Körpers waren nicht hinreichend, die ſtattliche große Geſtalt der Griechinn zu halten, und ganz vor dem Falle zu bewahren. Alles, was Veronika vermochte, war, ſie ſanfter niedergleiten zu laſſen, und indeß um fremde Hülfe zu rufen. Sogleich öffnete ſich die Thür der Äbtiſſinn, eine Layenſchweſter, die hier beſtändig zum Dienſte der hochwürdigen Frau ſich aufhielt, eilte heraus, und ihr folgte die Äbtiſſinn ſelbſt, die den Angſtruf vernommen hatte. Die vereinten Bemühungen dieſer drey Frauen brachten Meliſenden auf einen Sitz, und bald auch zur Beſinnung. Doch hatte Veronika noch Zeit, die Äbtiſſinn von dem zu unterrichten, was vorgefallen war, und ſich dabey anzuklagen, daß ſie, vermuthlich mit der Nachricht von ihres Gemahls Verrätherey, die ſie ihr im eignen Schrecken unvorbereitet mitgetheilt, die Ärmſte in dieſen Zuſtand verſetzt habe. Die Äbtiſſinn, nachdem ſie den ganzen Gang des Geſpräches gehört, gerieth ſogleich auf andere und richtigere Gedanken. Sie wiegte bedenklich das Haupt,

aber ſie ſchwieg; und als jetzt Meliſende zu ſich kam, und ihre erſchrocknen Fragen, ihre unzuſammenhängenden Äußerungen ſich alle um die vermeinte Gefahr des Herzogs drehten, da blieb die kluge Matrone auch nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft über die wahre Urſache dieſer großen Erſchütterung. Als die Frau von Pottendorf ſich endlich ſo weit erhohlt hatte, daß ein zuſammenhängendes Geſpräch möglich ward, erfuhr ſie von der Äbtiſſinn die Beſtätigung von Veronikas Nachricht, mit allen den Vergrößerungen und Verſchlimmerungen, welche die Entfernung und die Tradition von Mund zu Mund hinzuzuſetzen pflegen. Die Äbtiſſinn hielt, während ſie erzählte, den Blick feſt und forſchend auf Meliſenden geheftet, und endigte endlich ihren Bericht mit dieſen Worten: Sollte das aber wirklich wahr ſeyn, was ich noch unmöglich glauben kann, daß mein Vetter, euer Mann, ſich zu einem ſolchen Treubruch und Verrath an ſeinem Lehensherrn habe entſchließen können, ſo muß er auf eine Art von demſelben gereizt worden ſeyn, die ſich ſchlechterdings nicht mehr mit der Ehre und den Pflichten eines Lehensmanns vertrug. Dafür kenne ich meinen Neffen. Aber wie geſagt, die ganze Geſchichte kommt mir noch unglaublich und dunkel vor.

Aber daß die Schlacht verloren, der Herzog gefährlich verwundet ist sagte? Veronika — Das ist gewiß, entgegnete die Oberinn, und ich fürchte, wir werden die schrecklichen Folgen davon nur zu bald empfinden.

Mein Gott! rief jene: Wie meint ihr das, gnädige Frau?

Je nu, wenn die Ungarn schon bis Wien gedrungen sind, wenn der Herzog verwundet, sein Heer zerstreut ist, Niemand von seinen Lehensmännern sich dem Feind entgegensetzt — wer wird sie dann aufhalten, das ganze Land zu durchstreifen, zu verwüsten, zu plündern, zu sengen und zu brennen? —

Gott steh uns bey! riefen Veronika und die Layenschwester. Melisende saß bleich in sich versunken da. Sie hatte nur Einen Gedanken — Friedrichs Verwundung und seine Gefahr. Die Andern verbreiteten sich indeß über alle die Schrecken, die dem Lande und ihnen drohen konnten, bis endlich eine Nonne an der offenen Thüre des Zimmers erschien, um die Befehle der Äbtissinn über die Leichenfeyerlichkeit der verstorbenen Schwester Hiltrudis einzuhohlen, die diese Nacht verschieden war.

Ach Gott! das hatte ich über den entsetzlichen Nachrichten von Wien fast vergessen. Die glück-

liche Hiltrudis! setzte sie mit einem Seufzer hinzu, indem sie sich anschickte, in ihre Gemächer zurückzukehren: Ihr ist jetzt wohl, und ich wollte, es hätte Gott gefallen, mich an ihrer Statt abzurufen, ehe meine Augen den Gräuel der Verwüstung schauen müssen.

Melisende war allein geblieben, denn die Nonnen waren alle der Äbtissinn gefolgt. Friedrich — nur Er allein, in Schmerzen, im Todeskampfe, im gerechten Zorn über den Verrath und Treubruch seiner Vasallen, schwebte vor ihren Blicken. Sie fühlte alle seine Leiden, sie theilte seinen Zorn und der Gedanke, jetzt um ihn zu seyn, wo ihn alles verlassen, ihm helfend beyzustehn, mit weiblicher Pflege, mit männlichem Muthe und beruhigender Theilnahme, sich dadurch einen nie zu verwirkenden Anspruch auf seine Liebe und Dankbarkeit zu erwerben, einen Platz in seiner Geschichte, wie in seinem Herzen, zu behaupten, dieser Gedanke gewann mit jedem Augenblick mehr Glanz und Reiz in Melisendens Augen. Er behauptete endlich, von Leidenschaft eingeflößt, von Eitelkeit und Ruhmsucht genährt, erweitert und verklärt, eine solche Herrschaft über ihr Gemüth, daß sie nichts anders mehr zu denken vermochte, und alle Kräfte ihres Geistes, so wie alle Empfindungen

ihres Herzens nur darauf, und auf seine geschickte, schnelle und wirksamste Ausführung gerichtet waren.

Indessen ging trotz aller Angst und Unruhe über die erschrecklichen Kriegsnachrichten, welche die armen Nonnen erschütterten und verwirrten, der stille Gang ihres Gott und frommer Pflicht geweihten Lebens unablässig fort, und so wurden denn auch die üblichen Gebethe, und feyerlichen Gebräuche, welche bey dem Tode einer der Schwestern aus dieser Gemeinschaft eingeführt waren, auch jetzt gegen die sterblichen Überreste der entschlafenen Nonne beobachtet. Sie wurde von den liebenden Händen der Schwestern entkleidet, gewaschen, mit dem Sterbekleid angethan, eingesargt und gegen Abend unter dem Geleite des Geistlichen und aller versammelten Klosterfrauen, die mit brennenden Lichtern, Gebeth und Gesang folgten, in die Kirche gebracht, wo sie am Hochaltare hingestellt und unter abermahligen Gebethen und Gesängen von dem Geistlichen eingesegnet wurde. Endlich entfernten sich die Chorfrauen, und nur eine derselben blieb, alle Stunden mit einer Andern abwechselnd, in den einsamen Räumen der Kirche zurück, um zu Füssen des Sarges für die Ruhe

der Entſchlafenen und für ſich ſelbſt zu bethen. Morgen Früh aber ſollten die Anſtalten getroffen werden, die Leiche im Kreuzgange des Kloſters, an der ſchon von der Äbtiſſinn bezeichneten Stelle in die Gruft hinabzuſenken, durch einen Stein mit einfacher Schrift ihr Andenken den Schweſtern zurückzurufen, und ihnen von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen zu predigen, wenn ihr Weg ſie durch die Hallen des Kreuzganges führte, und ihr Fuß über die Grabſteine ſchritt, unter denen die Vorangegangenen dem Tage der Auferſtehung entgegenſchliefen.

Auch Veronika hatte ihre Stunde, in welcher ſie am Sarge bethen und dann den gewohnten Gang nach dem Zwingerhofe machen ſollte. Das Alles wußte Meliſende den Tag über aufs genaueſte auszukundſchaften, ſo wie ſie die Gelegenheit fand, die Layenſchweſter, welche vor Tiſche in den Meierhof ging, unter dem Vorwand zu begleiten, um von den Meierleuten, welche mehr und beſtimmteres in der Stadt hören konnten, einige Nachrichten einzuziehn, die ihr über das ſchreckliche Gerücht, welches ihres Mannes Leumund ſo ſehr verunglimpfte und das ihr deßhalb ſchwer am Herzen lag, einige Aufklärung geben konnten. Sie wußte des Meiers Frau zu ſprechen, ein Paar goldne

Byzantiner verstärkten die Macht ihrer Bitte und Überredung — und alles wurde besprochen und geordnet.

Der Tag verging im Kloster unter mancherley Unruhen und Geschäften, welche die bevorstehende Beerdigung Hiltrudis, und die geistlichen Übungen, welche hierbey gebräuchlich waren, noch mehr aber die stets wachsende Sorge wegen der Annäherung des Ungarischen Kriegsheeres, verursachten, wovon sich den Tag über, so wie Besuchende ins Kloster kamen, und mit der Äbtissinn selbst oder einer und andern Chorfrau am Sprachgitter redeten, noch allerley wahre und falsche Kunden im Kloster verbreiteten. Melisende hatte nur Ein Ziel. Sie wollte noch, vor es Abend ward, und die Stunde heranrückte, wo Veronika bey der Todten zu bethen hatte, mit derselben sprechen, und es glückte ihr endlich sie zu erspähen, die ganz blaß und in düstre Gedanken, wie es schien, versunken, auf demselben Bänkchen vor der Thüre, die zum Refectorium führte, saß, auf welchem sie den vorigen Abend mit Melisenden gesessen und gesprochen hatte. Melisende trat zu ihr, sie setzte sich neben sie, die Schrecken des heutigen Tages, die Angst, in welcher man fortwährend schwebte, der lebhafte Antheil, den die Frau von Pottendorf

nothwendig an dem Allen nehmen mußte, endlich die Beerdigung und die Todtenwache bey Hiltrudis Leiche, machten den wechselnden Gegenstand der Unterredung aus.

Heut aber will ich hoffen, sagte endlich Melisende, wird euch der Gang in den Zwingerhof doch wohl erlassen seyn?

Ach nein! seufzte Veronika: Ich hatte es selbst gehofft, da ich doch ohnedieß bey der Todten zu wachen und zu bethen habe, und gar Viele sind doch, die weder Eins noch das Andere trifft.

Das ist wohl nicht ganz billig. Habt ihr deßhalb die Äbtissinn nicht angegangen?

Das hätte ich wohl nie gewagt. Ich habe die Novizenmeisterinn gebethen, aber die wollte nichts von Nachlassung irgend einer Pflicht hören. Und denkt nur, gnädige Frau, gerade heut, wo so viele Angst und Unruhe über uns alle gekommen ist, wo die Todte im Hause liegt — Veronika schauderte unwillkührlich.

Melisende ergriff sie bey dieser Furcht. Sie verbreitete sich weitläufig über das Grauenhafte, das der Gang in den Zwingerhof in einer solchen Nacht haben mußte, sie wußte einige schauerliche Geschichten zu erzählen, wo jüngst verstorbene Personen den Hausgenossen an einsamen Stellen er-

ſchienen waren, und ſie vollendete damit die tödtliche Angſt, welche ſich ohnedieß des armen Mädchens bemächtigt hatte. Ach, rief es aus, wenn ich nur heute — nur heute nicht gehen dürfte! Wenn mein heiliger Schutzengel mich davor bewahrte!

Er will euch bewahren, entgegnete Meliſende mit ernſtem, beynahe feyerlichem Tone.

Veronika betrachtete ſie erſtaunt und ſchweigend.

Hört mich an! fuhr die Frau von Pottendorf leiſe fort, indem ſie ſich näher zu Veronika herabbeugte, und ihr faſt ins Ohr redete: Ihr waret Zeugin von dem Schrecken, welchen mir eure heutige Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht, von dem fluchwürdigen Antheil, den meines Mannes Betragen daran haben ſollte, gemacht. Es iſt mir nicht möglich, an Pottendorfs Meineid zu glauben. Nein, ſo tief konnte der Mann nicht fallen, dem ich nach genauer Prüfung ſeines Werthes mit Zuverſicht die Hand gereicht, der Mann, den Freund und Feind mit Achtung betrachteten. Das ſagte ich mir ſelbſt, als ich im Stande war, mich zu faſſen. Aber geſchehen mußte Etwas ſeyn, und zwar etwas Großes, Unglückliches, Verderben bringendes; und dieſe Angſt konnte ich nicht los werden. Ich warf mich daher im Gebethe vor Gott nieder, und gelobte ihm es

was für mich recht Schweres, recht Peinliches zu unternehmen, wenn seine Gnade mich und meinen Mann ohne Schaden an unserer Ehre aus dieser Verwirrung führen wollte. Ich bethete recht lang und inbrünstig, und wie ich endlich aufstehe, fiel mir der Blumenstrauß in die Augen, den ihr mir gestern verehrtet, und euer Bild stand vor mir, und eure Angst vor dem gewissen Gange, und unser gestriges Gespräch an dieser Stelle. Dann fiel mir ein, daß wir eine Beiche im Hause hätten, um wie viel härter euch heute euer Dienst fallen müsse, und ich dachte, ich wollte etwas recht Schweres thun, was zugleich ein gutes Werk wäre, und euch heute so lange zureden, bis ihr mich den Gang an eurer Statt machen ließet. Und nun bitte ich euch —

Ach Gott, ach Gott! fiel ihr Veronika ängstlich in die Rede: Führet mich nicht in Versuchung, gnädige Frau! Haßt Mitleid mit meiner Jugend und meiner Gewissensruhe!

Aber Melisende war so geschwind nicht abzuweisen; ihr lag zu viel an dem Plane, den sie entworfen, und sie hatte alles, was ihr Veronika einwenden konnte, zu wohl überdacht. Es war ja mit diesem Zusperren des Zwingerthors nicht sowohl auf eine Abtödtung der Person, welche es zu

beſorgen hatte, als auf die Sicherheit des Kloſters abgeſehen. War dieſe erreicht, ſo war auch der Auftrag erfüllt, ja es war zu vermuthen, daß eine fremde, ruhigere Perſon, ihn mit mehr Beſonnenheit, alſo verläßlicher erfüllen werde, als die von ihrer Angſt befangene Schweſter. Das alles gab ſie dem zagenden Mädchen nach einander zu bedenken, ſie machte ihr zuletzt noch den Vorwurf, daß ſie ihr, Meliſenden, das Verdienſt dieſes Opfers nicht gönnen, daß ſie ſie um die Möglichkeit bringen wolle, durch das Peinliche dieſes Unternehmens der Gerechtigkeit Gottes genug zu thun. So drang ſie mit wahren und falſchen Vernunftgründen in das arme Mädchen, in deren beängſtetem Innern ohnehin Furcht und Grauen ſich als mächtige Verbündete der ſchlauen Rednerinn zeigten, und ſo gelang es dieſer endlich, Veronika das eidliche Verſprechen abzudringen, daß ſie ihr heut die Schlüſſel übergeben, und ſie den gefährlichen Gang an ihrer Statt thun laſſen wollte.

Nun hatte Meliſende erreicht, was ſie wünſchte und unter dem Vorwande der Erſchöpfung nach einem ſo unruhevollen Tage, in der That aber, um Veronika die Gelegenheit zu benehmen, mit ihr weiter über dieſe Sache zu ſprechen, und vielleicht neue Bedenklichkeiten zu erheben, begab ſie

ſich in ihr Zimmer, ließ ſich bey der Äbtiſſinn entſchuldigen, daß ſie nicht zum Abendeſſen erſcheine, und bereitete indeſſen alles geſchickt und unbemerkt zur Flucht aus dem Kloſter. Eine Kleidung, wie ſie die Layenſchweſtern trugen, hatte ſie ſich zu verſchaffen gewußt. Nun war das Abendeſſen vorüber, die Kloſterfrauen in ihre Zellen zurückgekehrt. Alles wurde ſtill im Kloſter, und drüben aus der Kirche, auf deren Fenſter Meliſende von den ihrigen ſehen konnte, flimmerte allmählig ſichtbarer der Schein der Kerzen, welche die in Gott entſchlummerte Todte umgaben, durch die buntgemahlten Scheiben. Wie ſie ſo hinüber ſah, und das Bild der Todten im Sarge, der fromme Dienſt der Schweſtern, die ſich dabey im Gebeth ablöſten, und der ungeheure Betrug vor ihre Seele trat, wozu jene feyerlich ernſten Gegenſtände den unwürdigen Deckmantel abgeben mußten, da ſchüttelte ſie doch ein geheimer Schauer. Aber ſie wies ihn durch das, was ſie gebiethende Nothwendigkeit nannte, ab. Immer ſpäter wurde es nun, immer dunkler die Luft, immer heller der Schein aus der Kirche. Jetzt ſchlug die Uhr acht Schläge: das war die Stunde, wo Veronika am Sarge zu bethen kam, und jetzt galt es! Eine Weile harrte ſie noch unter bangen Herzensſchlägen, dann zog ſie das Nonnengewand,

doch ohne ihren Kopfputz zu ändern, an, warf ein weites Oberkleid darüber, ſteckte ein kleines Bündelchen mit ihren Kleinodien zu ſich, ſchlich die dunkeln wohlbekannten Gänge bis zur Kirche hinab, und trat durch die Saeriſtey heraus, wo ihr erſter Blick auf das ſtille Angeſicht der Todten fiel, die wie im ruhigen Schlummer im offenen Sarge da lag, und zu deren Füßen die zitternde Veronika kniete. Ein zweyter Schauer überlief Meliſenden beym Anblick der Todten; ſie ermannte ſich abermahls, und bemühte ſich, ſich durch den Gedanken aufzurichten, daß ſie neben Veronika bereits die Schlüſſel liegen ſah, und daß ja alles bis jetzt ſo wohl gelungen ſey, und noch ferner gelingen werde.

Das kleine Geräuſch, welches ihr Eintritt machte, ſchreckte Veronika, die in angſtvoller Spannung da gekniet hatte, empor. Sie fuhr auf. Meliſende war betroffen, das Mädchen ſo bleich zu ſehen, daß ſie faſt der Todten im Sarge glich. Ich komme mein Wort zu halten, ſagte ſie nicht ohne einige Anſtrengung, denn alles, was ſeit einer halben Stunde geſchehen war, hatte wunderbar auf ſie gewirkt, und ihren ſonſt unternehmenden Geiſt herabgeſtimmt: Laßt uns nun ans Werk ſchreiten. Aber ihr zittert ja, Veronika?

O wundert euch nicht, gnädige Frau! Meine

Angſt iſt unbeſchreiblich; je näher der Augenblick kommt, wo ich den Verrath an meiner Pflicht ausführen ſoll, je ſchrecklicher dünkt —

Welche nichtige Zweifel! fiel ihr Meliſende ſtreng ins Wort: Nichts mehr davon, ich habe euern Eid —

Leider, leider! klagte Veronika: Ach gnädige Frau! rief ſie angſtvoll, indem ſie vor Meliſende niederknien wollte: Erlaßt mir aus Barmherzigkeit meinen Eid! Sprecht mich los! Ihr rettet meine Seele. Meliſende hielt ſie zurück: Keine kindiſchen Poſſen! Ich habe euch ja nicht gezwungen. Ihr habt euch vor dem Gange gefürchtet, ich ſehe eine Art von Sühne und Opfer darin, ihn für euch zu verrichten. Ich finde ebenfalls meine Beruhigung darin. Ihr habt eingewilligt, ihr habt euch heilig verpflichtet, ich beſtehe auf meinem Rechte.

Vergebens verſuchte Veronika noch durch Bitten und Thränen Meliſenden zum Aufgeben ihres Vorſatzes zu bewegen. Dieſer lag zu viel daran, um der Angſt und Qual des armen Mädchens zu achten. Sie mußte ſich in ihr Schickſal ergeben. Die Frau von Pottendorf öffnete nun ein kleines Päckchen, worin der Schleyer und die Kopfbinde einer Nonne waren, und erſuchte Veronika, indem

ſie ihren eigenen Haarputz abnahm, und die langen Flechten des dunkeln Haares feſt um den Kopf wickelte, ſie damit zu bekleiden. Jene gehorchte ſchweigend mit zitternden Händen, half ihr die Fülle der reichen Flechten um das Haupt ſchlingen, und wunderte ſich, wie ſie jetzt die ſchöne ſtolze Frau ſo nahe betrachtete, ſie ebenfalls blaß und die dunkeln Sonnen ihrer Augen düſter überſchleyert zu ſehen. Es war ihr begreiflich, daß Alles, was heute vorgegangen war, und noch vorgehen ſollte, auch dieß ſonſt ſtarke Gemüth ergriffen. Jetzt war die Umkleidung fertig, und Veronika betrachtete Meliſenden mit ernſtem Blicke. Wie gut euch die heilige Tracht kleidet! ſagte ſie: Selbſt eure heutige Bläſſe, das trübere Auge ſtimmt wohl damit überein. Ach edle Frau! Ihr ſeyd im Begriff mir eine Wohlthat zu erzeigen. Ich erkenne euren guten Willen, und obwohl in manchen Augenblicken meine innere Angſt ſich dagegen auflehnen will, empfinde ich doch ganz, was ich euch ſchuldig bin. Vergelten kann ich euch nicht, aber bethen darf ich für euch, und euch das wünſchen, was ich mir ſelbſt erwählt, was ich für den beſten Theil auf Erden halte, den ſtillen Frieden und die glückſelige Entfernung von allen irdiſchen Sorgen und Kämpfen, die man durch dieß heilige Kleid erlangt.

Indem Veronika dieſe Worte mit ſichtbarer Erhebung des Gemüths und warmer Empfindung ausſprach, und ihr Auge begeiſtert und liebevoll auf ihre Gefährtinn richtete, war dieſe, tief aber höchſt unangenehm von dieſer Rede ergriffen, ein Paar Schritte zurückgetreten, und ihre ohnedieß entfärbten Wangen waren noch bleicher geworden. In dieſem Moment aber, während ſie ſich zu faſſen ſtrebte, gab die Glocke im Thurm das Zeichen, daß nun alle äußern Ausgänge des Kloſters verſchloſſen werden mußten. Veronika zeigte eine ſichtliche Erſchütterung bey dieſem nur zu wohlbekannten Klange. Heftig zitternd ergriff ſie die Laterne und die Schlüſſel, und gab beydes Meliſenden in die Hände, und eine lebhafte Freude blitzte plötzlich aus den bisher trüben Blicken der ſchönen Frau, als ſie dieſe Werkzeuge ihrer Freyheit und Vereinigung mit dem über Alles Geliebten in Händen hielt. Raſch wollte ſie den Weg antreten, da beſann ſie ſich noch einmahl, und unter dem Vorwande, ihre weltlichen Kleider, welche ſie in der Sacriſtey abgelegt hatte, zu verbergen, damit ſie, bis ſie wiederkäme, niemand zufälliger Weiſe finden könnte, [illegible]te ſie in die Sacriſtey, und ſchob ſchnell den Rügel der Thüre zu, welche ins Kloſter führte, und durch welche ſie ſelbſt gekommen

war, um von dieſer Seite ihre Flucht ſo lange als möglich unentdeckt zu machen. Dann ergriff ſie die Laterne wieder, und indem ſie in die Kirche heraus trat, fiel der Schein derſelben und ihr Auge im Vorbeygehen zufällig auf einen Schrein, in welchem hinter einer Glasthüre die Bildſäule eines Heiligen ſtand. Das Glas mit dem dunkeln Hintergrunde vertrat die Stelle eines Spiegels, und Meliſende erblickte ſich ſelbſt im Nonnengewand, bleich, und wie es ihr ſchien, entſtellt. Sie ſchauderte, ſie hemmte unwillkührlich den raſchen Schritt. Was ſie bisher gethan, was ſie noch zu thun vorhatte, der Verrath, den ſie an dem unſchuldigen Geſchöpfe beging, das ihr arglos vertraute, das Schickſal, welches ſie dieſem zubereitete, die Gefahren, welche ihr ſelbſt auf dem Wege bis Wien drohen konnten, Alles vereinigte ſich, um ihre Seele noch einmahl, zum letzten Mahle zu erſchüttern. Aber ſie kämpfte Grauen und Gewiſſensbiſſe nieder, ſie ſchämte ſich ihrer Schwäche. Friedrichs Bild in aller ſeiner unwiderſtehlichen Schönheit — jetzt durch Verwundung, Gefahr und Verlaſſenheit noch unwiderſtehlicher als je, erhob ſich vor ihr, und trieb ſiegreich alle dagegen ſtreitenden Gefühle zurück. Sie faßte ſich, ſchritt vorwärts, drückte Veronika, die ſie jugend anſah,

und gern noch einmahl eine Bitte um Änderung ihres Entſchluſſes gewagt hätte, flüchtig die Hand, indem ihr ſtrenger Blick jeden ſolchen Verſuch im Voraus als vergeblich zurück wies, und eilte aus der Kirche. Sie mußte durch den Kreuzgang. Er war ganz dunkel, und der ſchwache Schimmer der Laterne, welche ſie trug, vermochte kaum die nächſte Umgebung zu erhellen. Der flüchtig wankende Schein, der bald auf ein geſchnitztes Heiligenbild, bald auf ein Todtenmonument fiel, dergleichen der Kreuzgang mehreve von Stifterinnen und Wohlthäterinnen enthielt, die hier Ruhe für Leib und Seele in der heiligen Umgebung des Kloſters geſucht hatten, zeigte ihr bald wirkliche Grabgeſtalten, bald in grauenhaftem Irrthum wankende, fliehende Schatten, die vor ihr zu ſchweben, ihr zu winken, zu drohen ſchienen, und bey ihrer Annäherung verſchwanden. Dieß Spiel ihrer aufgeregten Phantaſie und des ſchwachen Lichtſchimmers, der die Gegenſtände unſicher beleuchtete, der ſchaurige Luftzug, der durch die hohen offenen Bogenfenſter flüſterte, der hohle Klang ihrer eigenen Schritte, die, das wußte ſie, über Gräber wandelten, endlich nahe am Ende des Kreuzgangs der aufgehobene Stein, der die Wohnung der Todten eröffnete, und die Stelle zeigte, wo nach wenigen

Stunden die Leiche, die jetzt in der Kirche lag, eingesenkt werden sollte, Alles das steigerte das innere Grauen, die Erschütterung, welche bald in Furcht und Angst überzugehen bereit waren. Doch kämpfte sie muthig dagegen an, und behielt so viel klare Besinnung für ihre Lage; daß sie nicht vergaß, die Thüre, welche jetzt von hier in einen Seitengang und von da in einen der Höfe des Klosters führte, wohl abzuschließen, und von außen zu verriegeln. Erleichtert, als sie nun den Kreuzgang hinter sich hatte, eilte sie rascher durch die andern Gänge und den Hof, und schloß abermahls jede Thüre hinter sich, so fest und gut es möglich war. Jetzt hatte sie den Gang erreicht, der zu den unterirdischen Gefängnissen führte. Veronikas Erzählungen fielen ihr ein. Sie bekreuzte sich mehrmahls, die Hoffnung, nun bald am Ende ihres Wegs, und ihrer Gefangenschaft zu seyn, ermuthigte sie, sie schüttelte die unfreywilligen Schauer ab.

Jetzt wehte frische Luft ihr entgegen, sie setzte den Fuß in den Zwinger, wenige Schritte von ihr, ihr gerade gegenüber, war das Thor zum Meierhof. In freudiger Hast fand sie nicht einmahl gleich den rechten Schlüssel, aber endlich glückte es doch, sie schloß auf, die Meierinn stand bereits sie

erwartend da. Still, hastig wurde das Thor wieder zugemacht, die Schlüssel alle warf Melisende in den nahen Brunnen, dann eilte sie sich in der Meierinn Stube umzukleiden. Eine Anzahl Goldstücke, der Preis, welchen Melisende für ihre Rettung versprochen, glitt in der Meierinn Hand, und das Versprechen wurde erneuert, ihr und ihrem Manne, wenn ja ihre Mitwirkung zu dieser Flucht entdeckt werden, und ihnen den Dienst kosten sollte, reiche Entschädigung zu verschaffen. Was durften diese armen Leute nicht von der Gemahlinn des mächtigen Ritters von Pottendorf, von der Verwandten der alten Herzoginn, von der — Geliebten des regierenden Herzogs erwarten? denn das Gerücht flüsterte ziemlich vernehmbar hierüber. So waren alle Theile befriedigt, und ihre Angst, ihre Gewissensbisse, ihre Sorgen und Schmerzen, wie ihre Nonnenkleidung hinter den düstern Klostermauern zurücklassend, eilte Melisende, nun als Jüngling gekleidet, durch den Meierhof, und das in der Stadtmauer befindliche Thor hinaus ins Freye. Dort stand ein Bursche mit zwey Pferden. Melisende bestieg muthig das ihrige, grüßte noch einmahl die hülfreiche Meiersfrau, und ritt furchtlos, und nur das Glück ihrer Freyheit fühlend, in die Nacht hinein, deren Dunkel der eben aufstei-

gende Vollmond zu zerſtreuen, und Meliſenden ein willkommenes Licht zu biethen anfing.

Daß man ihre Flucht nicht ſo bald entdecken, daß ſelbſt Veronikas Mitwiſſenſchaft und Furcht vor Strafe ſie ſo lange als möglich zum Verhehlen derſelben bewegen würde, daß auch dann die verſchloſſenen Thüren, die Rathloſigkeit der guten Kloſterfrauen, die Maßregeln derſelben lähmen und verzögern würden, konnte ſie berechnen, und eben ſo gewiß ſeyn, daß ſie während dieſer Zeit, die kurze Strecke bis Wien zurück gelegt haben würde. Zuweilen wohl wollte die Erinnerung an die Lage der armen Novize, welche ſie, von allen Seiten verſperrt und verriegelt, mit der Leiche allein in der Kirche zurückgelaſſen hatte, die Angſt, die Strafe derſelben, ihr Gewiſſen aufregen; aber ſie hatte Größeres überwunden, und tröſtete ſich mit dem Troſte mancher ſtarken Geiſter, daß die Größe des Zweckes die Mittel adle, und man beym Holzfällen die Späne nicht achten müſſe.

Herr Ulrich ſtand ein Paar Tage nach dieſen Begebenheiten, wovon ſein Herz ſo ganz und gar nichts ahnete, am Bogenfenſter ſeiner Burg und blickte über den Schloßgraben nach den Hütten ſei-

ner eigenen Leute hin, welche sich durch seine Unterstützung und auf seinen Befehl wieder aus der Verwüstung zu erheben anfingen; da gewahrte er einen Reiter, der eilend die Straße von Wien herab kam. Bey näherem Betrachten glaubte er Aichspalters Gestalt, sein Pferd zu erkennen. Er war es wirklich, er hatte das Schloß erreicht, die Zugbrücke senkte sich für ihn nieder, ein unheimliches Gefühl ergriff den Ritter und eine innere Stimme sagte ihm, daß diese unvermuthete schnelle Rückkehr nichts Gutes bedeute. Er ging vom Fenster weg, gleich darauf öffnete ein Edelknecht die Thüre, und Aichspalter trat ein.

Was bringst du, Aichspalter? fragte der Ritter: Wie kommt es, daß du schon hier bist, ich vermuthete dich in Krumau?

Gnädiger Herr! Ich bin nicht bis Krumau gekommen.

Und warum nicht? Die Frau von Pottendorf ist doch gesund? rief Ulrich mit hastiger Besorgniß.

Das muß ich vermuthen. Ich fand sie nicht in St. Pölten.

Nicht? Und wo ist sie?

Aichspalter zuckte die Achseln: Sie hat das Kloster und eure geistliche Frau Base verlassen.

Doch mit Vorwissen der Äbtissinn?

Das wohl nicht, denn der hochwürdigen Frau ist unbekannt, wohin Eure Frau Gemahlinn sich gewendet. Ja es war ihr sogar die Entfernung derselben, erst am Morgen nach der Nacht, in der sie das Kloster verlassen, kund geworden.

Pottendorf erblaßte. Seine Züge drückten Schmerz und Zorn aus, über seine Lippen ging kein Laut, mit strengem Blicke winkte er Aichspalter, sich zu entfernen, und dieser gehorchte zögernd, nicht ohne im Fortgehen einen besorgten Blick auf seinen Herrn zu werfen.

Friedrich! und sie ist bey ihm! Das war Pottendorfs erster Gedanke. Hin nach Wien zu eilen, und das treulose Weib zu überraschen, sie mit seiner Gegenwart zu beschämen, zu vernichten, war sein zweyter. Schnell befahl er Pferde zu satteln, saß augenblicklich auf, und sprengte, nur von ein Paar Knechten begleitet, nach Wien. Aber so kurz auch die Entfernung der Stadt von Pottendorf ist, reichten doch diese Paar Stunden hin, dem Ritter das Übereilte und Unzweckmäßige seines Vorhabens einsehen zu machen. Er mäßigte den allzuraschen Schritt seines Pferdes, und erwog die Sache reiflicher. Wußte er denn schon, ob sich Melisende wirklich ihrer Leidenschaft so rücksichtslos überlassen hatte? Durfte er, wenn es wirklich geschehen

war, den Herzog zur Rede ſtellen? Konnte er ſich irgend einen genügenden Erfolg von dieſem Schritte verſprechen? Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß es wenigſtens auf dieſe Art, wie er es zuerſt gedacht, nicht geſchehn würde, und er beſchloß, vorher ſeinen Freund Künring, den er mit Grunde noch in Wien vermuthete, aufzuſuchen, und mit ihm Rückſprache zu nehmen.

Er fand ihn in ſeinem Hauſe, und ſo wie er wünſchte, allein. Seine erſte Frage war nach dem Herzog.

Er iſt nicht in Wien, antwortete Künring, ſondern bereits ſeit zwey Tagen auf Starhemberg.

Auf Starhemberg? Jetzt, wo er hier, wie es ſchien, alle Hände voll zu thun hat?

Lieber Bruder, erwiederte Heinrich: Es iſt, ſeitdem du Wien verlaſſen haſt, gar Manches vorgefallen, was dich befremden, und nicht erfreuen wird. Der Herzog iſt mit den Wienern aufs höchſte unzufrieden, und ſie mit ihm.

„Das ſchreibt ſich wohl von der letzten Schlacht her, wo ſie ihn im Stiche ließen?“

Das war die erſte Veranlaſſung. Ihre hartnäckige Weigerung, es auf eine Belagerung ankommen zu laſſen, und die Stadt gegen die Ungarn zu vertheidigen, ſteigerte des Herzogs Zorn noch mehr.

Da gab es denn von beyden Seiten böswillige Menschen, welche bey dieser gegenseitigen Verstimmung ihren Vortheil suchten, und Öhl ins Feuer gossen. Vor allen war ein Bursche hier thätig, den der Herzog zu seinem Leibdiener gemacht, und nur zu wohl leiden mag, ein gewisser Wolfger von Perau.

„Ich glaube ihn gesehen zu haben. Ein hübscher Bursche, aber keck und vorlaut.“

Wie alle, die mit großer Herren Gunst prunken. Der Mensch hat in dummen Hochmuth, seit er bey der Person des Herrn dient, seine ehemahligen Standesgenossen zu verachten angefangen. Er ist ein Bürgerskind von Wien. Jene haben ihn darum zuerst verspottet, dann gehaßt, und bey allerley Anlässen, in Bad- und Trinkstuben, hat es ernsthafte Händel gegeben, wenn der Wolfger mit seinen ehemahligen Bekannten zusammen traf; denn er versteht es eben so gut, sich bey seinem Herrn einzuschmeicheln, als die Waffen zu führen. Diesem Buben nun soll der Einfall zuzuschreiben seyn, den der Herzog plötzlich geäußert, und der so viel Aufsehen und Klagen erregt hat.

„Welcher Einfall?“

Der Herzog hat erklärt, daß, weil er den Frieden mit Bela so theuer habe erkaufen müssen, daß

sein Schatz ganz erschöpft sey — und das ist wahr — so müßten Jene, deren Weigerung, sich zu vertheidigen, ihn in diese schimpfliche Nothwendigkeit versetzt, nun auch den Schaden vergüten. Und so hat er nicht allein auf jedes Haus eine bisher unerhörte Steuer von sechzig Wiener Pfennig gelegt, sondern er hat die vornehmsten Bürger rufen lassen, und nach den Angaben Wolfgers, der ihre Kräfte recht gut kennt, und der, hinter einem Vorhang sitzend, dem Herzog jedesmahl die Summe nannte, die der Bürger zahlen konnte, von Jedem nach Maßgabe eine ansehnliche Beysteuer gefordert. Da hättest du das Jammern, das Winseln hören sollen, das diese reichen Käuze erheben, denen diese Steuer, und wohl noch mehr aufzubringen, bey ihrem Vermögen nur Spielwerk ist. 2).

„O ich kenne diese Menschenart. Je mehr sie zusammen scharren, je theurer wird ihnen der Mammon, und jeden Pfennig, den sie nicht erhaschen können, rechnen sie für baaren Verlust. Der Herzog wird diese Leute doch nicht fürchten?

Er, und fürchten? — Da kennst du ihn nicht. Aber sie stehen nicht allein, sie sind es nicht allein, welche ihre Stimmen ungebührlich laut erheben. Der Herzog hat auch manche seiner Lehens-

leute die Schwere ſeines Arms für den an ihm begangenen Verrath fühlen laſſen, er hat einige ihrer Ämter entſetzt, andern die Lehen zu entziehen gedroht, noch andere, wie den Erpo von Solenau, und den ſteyeriſchen Wildenſtein, geächtet.

„Sie haben ihre Strafe wohl verdient. Es war ja offenbarer Verrath und Bündniß mit den Feinden.“

Das war des Frangepani Werk, Bruder Ulrich! Wir ſprachen damahls davon, als wir hier in dieſem Saal mit ihm ſaßen — die alten Wunden bluten noch.

Bey dieſen Worten ſprang Ulrich auf. Ich bitte dich, rief er mit einer Heftigkeit, die Heinrich in Erſtaunen ſetzte: Sprich nicht von jener Zeit! Er machte einige raſche Gänge durch das Gemach, während Künring ihn erſtaunt, aber theilnehmend betrachtete; dann ſetzte er ſich wiederum dem Freunde gegenüber, und erſuchte dieſen fortzufahren.

Dem armen alten Rauhenecker hätte dasſelbe Schickſal gedroht; denn der Frangepani, der ſich ihm zum Tochtermann aufdringen wollte, hatte ihn mit allerley Künſten, Drohungen und Verſprechungen ſchon halb und halb gewonnen. Aber da kam ſeine Tochter nach Rauheneck, den Alten zu beſuchen, und ihren Bitten, ſo wie ihren vernünftigen

Vorstellungen gelang es endlich, den Vater von dem gefährlichen Bündniß abzuhalten.

Jutta ist ein kluges, frommes Mädchen. Wohl dem Manne, der sie einst heimführt!

Der Mann hätte sich schon gefunden, der Vater war halb gewonnen. Du weißt, der Herzog unterstützte des Ofterdingens Bewerbungen.

Ich weiß, ich weiß! rief Ulrich, von Neuem in Zorn aufflammend: O diese Erinnerungen wecken die ganze wüste Vergangenheit, die ganze Hölle der Gegenwart in meiner Brust! Höre, wisse, Melisende ist aus dem Kloster entwichen. Ich bin hier, ihr nachzuspüren. Suchen werde ich sie nicht, denn ich habe sie bereits in meinem Sinne verstossen. Aber ihres Treubruchs Schändlichkeit soll sie fühlen, sie soll vor mir zittern, und dann ihre Strafe empfangen.

Künring sah seinen Freund bestürzt an. Dieser erzählte nun, was er erfahren. Künring saß einen Augenblick nachdenkend, dann fuhr er auf: es ist beym Herzog, ohne Zweifel — Jetzt hellt sich alles auf. Jener Page —

Ein Page! schrie Ulrich, sprang auf und faßte seinen Freund gewaltsam an der Brust, schüttelte ihn, ohne zu wissen, was er that: O mein Gottes Willen! So ist es wahr, was ich ahnete

Sie ist bey ihm! Erblassend ließ er jetzt Heinrichs Gewand fahren, und sank erschöpft in den Stuhl; endlich richtete er sich gefaßt empor. Erzähle, sagte er, mit so viel Ruhe als er vermochte; und Künring berichtete nun, was er durch das Geklatsche einiger Hofbedienten erfahren, daß vor einigen Tagen ein zierlich geputzter, bildschöner Edelknabe, ganz allein, und ohne Begleitung hier in einer Herberge angekommen, daß dieser junge Mensch sogleich einen Knaben aus dem Hause mit einem güldenen Kleinod nach der herzoglichen Pfalz geschickt, mit dem Bedeuten, es dem Leibdiener des Herzogs, eben jenem Wolfger zu übergeben; daß dieser Wolfger sich sogleich in die Herberge verfügt, und den schönen Edelknaben abgeholt habe, der dann auch den Herzog und die Burg seitdem nicht mehr verlassen, und den Herrn auch nach Starhemberg begleitet habe.

Ulrich hörte finster zu, ohne seinen Freund zu unterbrechen. Nachdem jener schon eine Weile geschwiegen, nahm Ulrich das Wort, nicht ohne Anstrengung, und erkundigte sich um einzelne Umstände, um Zeit, Ort u. s. w. Es traf alles nur zu gut mit seinen Vermuthungen zusammen; auch der Umstand schien sie zu bestätigen, daß der Herzog des Edelknaben Anwesenheit, und vor allem

ſeine Perſon, vor Jedermann, am meiſten vor den Spähern der Herzoginn, zu verbergen geſucht habe, daß Niemand als jener Wolfger um das Geheimniß hätte wiſſen ſollen, daß auch er allein den Fremden geſehn.

Es blieb kein Zweifel, es war Meliſende, und ſie hatte durch dieſen Schritt ſich ſelbſt in ihres Mannes Augen das Urtheil geſprochen. Sie waren geſchieden für immer. So tief es ihn ſchmerzte, ſo feſt ſtand dieſer Entſchluß in ſeiner Seele. Künring mußte, wenn die Sachen ſich wirklich ſo verhielten, wie es allen Anſchein hatte, ihm Recht geben, und ſie ſprachen noch über die Maßregeln, die zu ergreifen ſeyn würden, als ein lautes Getöſe, Tritte mehrerer Gewaffneter und Stimmen auf der Treppe laut wurden. Ein Edelknabe öffnete die Thüre, und meldete die ſchwäbiſchen Ritter.

Wer ſind die? fragte Ulrich finſter.

Einige Adeliche aus Schwaben und der Schweiz, die hier durch nach Prag, und von dort nach Pohlen ziehen, wo ſie für das heilige Kreuz mit den deutſchen Rittern gegen die heidniſchen Preuſſen kämpfen wollen, erwiederte Künring: Sie haben ſich ein Paar Tage hier aufgehalten, und kommen wahrſcheinlich jetzt Abſchied zu nehmen.

Ehe er noch geendet hatte, öffnete ſich die

Thüre und drey bis vier ſtattliche Männer traten ein, deren ernſte Geſichter, die kräftigen Geſtalten, die feſte Haltung ſie als wackere Kriegshelden verkündete. Der jüngſte unter ihnen, ein ſchlanker hochgewachſener junger Mann, mit ſchlichtem blondem Haar, welches ihm geſcheitelt von beyden Seiten auf die Schultern fiel, zog vor den Übrigen Ulrichs Aufmerkſamkeit auf ſich. Starke Züge, eine große Adlernaſe, blaue klare Augen, deren Blick herzliche Gutmüthigkeit und tiefen Verſtand zugleich anzeigte, ein freundliches Lächeln um die vollen Lippen, das zuweilen ſelbſt wie etwas Schalkheit ausſah, bildeten ein Geſicht, das man zwar nicht ſchön nennen konnte, das aber ſo viel Edles und zugleich Vertrauen einflöſſendes hatte, daß man ſich unwillkührlich zu dem Manne gezogen fühlte, der es trug.

Künring hatte die Abſicht des Beſuches der Herren richtig gedeutet, ſie waren zum Urlaub da. Sogleich erſchienen Knappen und Knechte, einen Frühimbiß von Wildbret und köſtlichen Weinen aufzutragen. Die Ritter nahmen Platz, Ulrichen führte halb Zufall, halb Abſicht zu dem blonden Ritter; ihr Vorhaben, der Zug gegen die Preuſſen wurde der Gegenſtand des Geſpräches. Wahr-

Ich! sagte Ulrich, ein schönes Unternehmen, und werth daß man es euch beneide, oder nachahme!

Hättet ihr nicht selbst Lust? antwortete der Blonde mit einer etwas fremden Aussprache: Ihr seyd jung und seht aus, als hättet ihr euch schon im Felde versucht.

Warum nicht? erwiederte dieser: Es könnte sich leicht fügen, daß ich eurem Rathe folgte.

Du? rief Künring erstaunt über diese Äußerung.

Nun so thut es, edler Herr, fuhr der Fremde fort: Glaubt mir, es kömmt eine Beruhigung und Freudigkeit aus solch einem Entschluß über den Menschen, wie sie uns kein anderes Unternehmen gibt.

Ihr könntet mich bald bereden.

Es sollte mich freuen, besonders wenn ihr uns die Ehre eurer Geleitschaft gönnen wolltet.

Ey, ey, ihr macht ja den Werber recht eifrig. Graf von Habsburg, rief Künring mit einiger Unzufriedenheit im Tone, denn ihn erfüllten seines Freundes Äußerungen mit Besorgniß.

Graf von Habsburg? rief Pottendorf freudig aus: Doch nicht Graf Rudolph von Habsburg? Der tapfre Schweizer, der Gegner des Bischoffs von Basel, der Sieger über die Regensberge?

Derselbe, edler Herr, erwiederte der Fremde, indeß eine leichte Röthe sein Gesicht überflog: Ich sehe nicht ohne Erstaunen, daß unsere unbedeutenden Fehden auch außer unseren Bergen bekannt sind.

Wie sollten sie nicht! entgegnete einer der schwäbischen Ritter: Der Rheinstrom trägt ja schon die Kunden davon nach Deutschland und Burgund, und wir betrachten uns ja doch alle als ein Volk, über welches der Kaiser seine schirmende Hand hält.

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, nahm Künring das Wort, froh der Unterredung eine andere Wendung zu geben — so habt ihr Graf Rudolph die Ehre, der Pathe Sr. kaiserlichen Majestät zu seyn.

Es ist so, entgegnete Rudolph: Der Kaiser befand sich in der Nähe, als meine selige Mutter auf Schloß Limburg am Rhein meiner genas.

Und ist auch das wahr, was man sich erzählt, fuhr Künring fort, daß ein Sternkundiger dem Kaiser euretwegen eine seltsame Prophezeyung gemacht haben soll?

Man hat es auch mir erzählt, erwiederte Graf Rudolph: Indessen ist der Gedanke, daß ein unbedeutender schweizerischer Graf jemahls den ersten

Thron der Christenheit besteigen sollte, so etwas Abentheuerliches, so thörichtes, daß ihr, edle Herren, mir wohl ungeschworen glauben werdet, wenn ich euch versichere, daß dieß Prognostichon nur wenigen Eindruck auf meine Seele gemacht hat, und daß ich es stets als leeren Schaum betrachtet habe, den so eines Gelehrten Geist aufgetrieben 3).

Das Gespräch über diese Prophezeyung, welche Rudolphen die Krone seines Taufpathens dereinst verhieß, dieser Pathe, der mächtige Hohenstaufen, seine Händel mit dem Papst, beschäftigten Herrn Künring und die Fremden noch eine Weile auf angenehme Weise. Pottendorf nahm wenig Theil daran, und Künring glaubte sich sein Schweigen aus seinen häuslichen Unfällen genugsam erklären zu können. Endlich beurlaubten sich die fremden Gäste, nicht ohne daß Graf Rudolph den Pottendorfer noch einmahl flüchtig an seinen vorher geäußerten Wunsch erinnerte. Aber sie waren kaum auf ihre Pferde gestiegen, als Ulrich, seines Freundes Hand ergreifend, mit schnell geändertem, festem, und beynahe freudigem Tone sagte: Heinrich! Es ist beschlossen, ich gehe mit nach Pohlen.

Künring erschrack über diesen plötzlichen Entschluß, der ihm den Freund entzog, und diesen

zahllosen Gefahren entgegen führte. Er suchte ihn zu bekämpfen, aber es schien, als ob jedes längere Berühren dieses Gegenstandes ihn tiefer und fester in Ulrichs Gemüth einprägte. Das Verdienstliche des Unternehmens, das Heil, welches er für seines Freundes Seele daraus entspringen sah, über welche der bloße Vorsatz schon sichtbar Trost und beruhigende Heiterkeit verbreitet hatte, bewogen Heinrich endlich, jeden fernern Widerstand aufzugeben. Der Zug nach Pohlen wurde fest beschlossen, die nöthigen Maßregeln verabredet, für Ulrichs Unterthanen und seine Besitzungen versprach Heinrich zu sorgen. So blieb denn nichts übrig, als die Schwaben in ihrer Herberge aufzusuchen, und sich ihnen zum Gefährten anzubiethen, was denn alle mit Vergnügen, der Graf von Habsburg aber mit der größten Freude aufnahm, und nun mit ihnen, die morgen aufzubrechen gedachten, Rücksprache zu nehmen. Ohne des Herzogs Einwilligung und Urlaub durfte aber Ulrich nicht wagen, das Land desselben zu verlassen. Er mußte sich also entschließen, so peinlich ihm das in seiner jetzigen Stellung zu demselben war, ihn in Starhemberg aufzusuchen. Die Schwäbischen verschoben gern ihre Abreise um einen Tag, um sich dadurch Ulrichs Geleitschaft zu erkaufen, und so machte er sich dann

des folgenden Morgens, mit kämpfendem Herzen, voll schmerzlicher Gefühle auf den Weg, um seinem Lehnsherrn seinen Entschluß zu melden.

An jenem Tage, wo sie in der vorhergehenden Nacht aus dem Kloster entflohen war, war es Melisenden nicht möglich gewesen, Wien zu erreichen, oder vielmehr, sie hatte es nicht gewagt, sich ohne die gehörige Vorsicht einer Stadt zu nähern, welche sie, nach dem, was man im Kloster erzählt hatte, für umschwärmt von den feindlichen Horden glauben mußte. Ohnedieß hatte sie sich in der vorigen Nacht, nicht weit zu reiten getraut, und hatte diese zum Theile nach der Meierinn Anweisung und Anstalt auf einem einsamen Dorfe, wo sie sicher war, nicht gesucht zu werden, zugebracht. Am andern Tage hatte sie ihren Ritt auf Seitenwegen fortgesetzt, aber beym Ausgang des Wienerwaldes, wo die freye Ebene vor ihr lag, Halt gemacht, und in einem Dorfe an der Straße Erkundigungen einzuziehen beschlossen. Zu ihrem Erstaunen war alles hier still und ruhig. Die Ungarn hatten das Land bereits geräumt, der Herzog war nur leicht verwundet gewesen, er lebte im vollen Wohlseyn, aber in großem Zorn auf die Meisten

seiner Unterthanen, vor Allem auf die Bürger von Wien; man sprach von schweren Steuern, welche auf diese gelegt, von noch schwereren Strafgerichten, welche jene Landherren treffen sollten, die den Herzog in der Schlacht verlassen. Melisende horchte hoch auf, sie erwartete nichts anders als ihres Mannes Nahmen zu hören, und in seinem Treubruch eine Beschönigung des ihrigen zu finden. Aber seiner wurde gar nicht erwähnt, und als sie bestimmt nach ihm fragte, erfuhr sie, daß er den Herzog zurück nach Wien begleitet habe, und wahrscheinlich jetzt auch nach Hause gekehrt seyn würde.

Alles dieses berührte Melisenden aufs unangenehmste, es zerstreute jede Täuschung, es zernichtete alle ihre zärtlichen und stolzen Plane. Was sollte sie thun? Der Herzog bedurfte ihrer Pflege nicht, sie hatte keine Treulosigkeit ihres Mannes gut zu machen, sie fühlte sich beschämt, verwirrt. Dennoch — umzukehren, da sie fast an der Schwelle ihres Himmels war — dazu konnte sie sich nicht entschließen, und so setzte sie also am nächsten Morgen ihre Reise nach Wien fort. Der Gedanke, den Heißgeliebten zu sehen, ungestört von Argwohn und Härte öfters um ihn zu leben, verscheuchte bald alle trüben Gefühle, und froh, ihrem Kerker entflohen zu seyn, stolz auf den Muth, mit dem

ſie ihren Plan ausgeführt, ritt ſie in Wien ein, trat in einer angeſehenen Herberge ab, wo man den zierlichen Pagen, der viel beſtellte, und reichlich zahlte, ſehr gern bewirthete, und ſchickte ſofort einen Knaben mit einem goldenen Balſam-Büchslein von getriebener Arbeit, das ihr der Herzog einſt unter Tändeln und Koſen verehrt hatte, zu dem Leibdiener desſelben, jenem Wolfger, und ließ dieſem ſagen: Des Herzogs Gnaden hätten dieſes Büchslein auf der Jagd verloren, und er, der Page hätte das Glück gehabt, es zu finden, und hiermit zurück zu ſtellen. In weniger als einer halben Stunde darauf war Wolfger ſchon in der Herberge, fragte nach dem fremden Edelknaben, erkannte auf den erſten Blick diejenige, welche er ohnedieß zu finden erwartet hatte, und führte ſie in die Burg. Hier hieß er ſie in einem kleinen aber zierlichen Gemache warten, und ging, ihre Anweſenheit dem Herzoge zu melden.

So hatte ſie denn erreicht, was ſie mit ſo viel Liſt, Gefahr, und jedem Opfer ihres beſſern Bewußtſeyns erkauft hatte. Sie ſollte den Geliebten ſehen, und, von jedem andern Verhältniſſe losgeriſſen, ihm allein zugehören. Ihr ſchwindelte, wenn ſie dieſen Gedanken völlig zu entwickeln ſtrebte. Ihr ganzes Weſen war in Aufruhr, in dem An-

Welt. Nur Eins ist, was ich fürchte, meines Mannes Eifersucht und seine Ansprüche an mich, die er geltend machen kann, und geltend machen wird, wenn er entdeckt, wo ich bin.

Friedrich stutzte. Der Gedanke an Pottendorf verstimmte ihn sehr in diesem Augenblick. Er sann nach, dann sagte er: Er wird es nicht erfahren, dafür laß mich sorgen. Du gehst als mein neuer Page, als Wolfgers Verwandter, der dich mir zugeführt und empfohlen, mit mir nach Starhemberg, und bist du erst dort, dann soll auch Niemand deinen Aufenthalt entdecken.

Aber die Herzoginn Agnes? Geht sie auch mit uns? fragte Melisende mit einiger Ängstlichkeit.

Daß ich ein Narr wäre, mir dieß Kreuz aufzuladen! Nein, sie bleibt hier, von der hast du dort nichts zu fürchten. Hier bin ich von ihren Spähern umringt, und dieß ist mitunter eine der Ursachen, die mich bestimmt, Wien zu verlassen.

Es wurde nun alles Weitere abgeredet, Melisendens Aufenthalt und ihre Person so geheim als möglich gehalten, und noch denselben Abend brach der Herzog, wie er sichs vorgenommen, nach einem kühlen, Abschied von seiner Frau, mit Wolfger und einigen seinen Vertrauten, in Be-

Geleitung seines schönen neuen Pagen nach Starhemberg auf.

Melisende war ganz selig im Anfange ihres neuen Verhältnisses. Ein abgesondertes Zimmer in einem der festen Thürme der Burg war ihr eingeräumt, und außer Wolfger und noch ein Paar Personen durfte Niemand dasselbe betreten. Die männliche Kleidung wurde der Sicherheit wegen beybehalten. Herzog Friedrich sah sie nur mit der größten Vorsicht, entweder in ihrem Gemache, oder wenn sie mit Wolfger in das feinige kam, um den Anschein ihres Dienstverhältnisses zu behaupten, und dem Schloßgesinde keinen Anlaß zu Verdacht und Nachforschungen zu geben; und selbst dieses Geheimniß, diese Besorgnisse, verbreiteten über die Zusammenkünfte der Liebenden einen neuen Zauber. Einige Tage waren so verstrichen, aber trotz aller dieser Maßregeln und Vorsichtsanstalten hatten doch Vermuthungen und Spuren durch das Dunkel, in das man sich zu hüllen beflissen war, durchgeleuchtet, wie wir bereits erfahren haben, und Melisende fing an, dieß zu ahnen. Sie glaubte zu bemerken, daß ihre Fenster, der Gang, auf welchen man zu ihr gelangte, öfters von fremden Gestalten bespäht würden, sie hielt sich nicht mehr für so ganz sicher und unerkannt, tausend Besorg-

niſſe erwachten in ihr, und verbitterten ihre vielen einſamen Stunden. Sey es nun, daß dieſe Späher und Lauſcher von ihrem Manne oder der Herzoginn geſendet waren, ſie beunruhigten ſie aufs höchſte, ſie raubten ihr die Ruhe der Nacht, ſie verbitterten ihr die vielen einſamen Stunden des Tages, und der Wunſch, allen dieſen Zweifeln durch raſche Schritte ein Ende zu machen, welche ſie an ihr Ziel führen ſollten, entwickelte ſich immer heftiger und dringender in ihrer Seele. Sie beſchloß am nächſten Morgen, wo ſie mit Wolfger als zweyter Page des Herzogs in ſeine Gemächer kam, um das Geräthe derſelben zu ordnen, mit ihm darüber ernſtlich und dringend zu ſprechen, und ſie fing dazu an, ſo wie Wolfger das Zimmer verlaſſen hatte. Sie theilte ihm ihre Befürchtungen mit, ſie ſuchte ihm wahrſcheinlich zu machen, daß alle dieſe fühlbaren Nachſtellungen von Pottendorfs Eiferſucht herrühren. Der Herzog widerſprach nicht ganz, aber ihm ſchien es eben ſo möglich, ja noch viel glaublicher, daß ſie von Seite der Herzoginn Agnes kämen.

Mag das ſeyn, erwiederte ſie endlich, als ſie bemerkte, daß Friedrich durch ihren Widerſpruch ungeduldig zu werden anfing. Was kann die Herzoginn, ſelbſt wenn ſie wollte, gegen dich unter-

nehmen? Du bist nicht allein Herr über sie, sondern über das ganze Land —

„Sie kann beym Bischof von Passau, sie kann beym Kaiser Klage über mich führen, und glaube mir, sie findet bey Beyden ein nur zu offenes Ohr. Friedrich will an mich, er sucht seit langem Händel an mir, jede solche Klage ist ihm erwünscht.“

Und was kann sie dadurch gewinnen? Du lässest endlich deine Ehe, die dir ohnedieß keine Nachfolge verspricht, auflösen.

Friedrichs Miene verfinsterte sich zusehends während dieser Rede Melisendens, und als er am Schlusse derselben keine Antwort gab, glaubte sie zu fühlen, daß es jetzt noch nicht gerathen seyn möchte, diesen Punct zu berühren, den sie, wenn einst die Zeit dazu kommen würde, schon noch in Richtigkeit bringen wollte. Sie fuhr daher also fort: Was immer die Herzoginn gegen dich unternehmen mag, es wird stets Widerstand von deiner Seite finden, und wohl leicht durch dich vernichtet werden. Aber was bleibt mir übrig, wenn Pottendorf, wie ich fürchte, erfahren hat, daß ich bey dir lebe, wenn er seine Rechte auf mich geltend macht, und mich zurück fordert?

Das wird er nicht! rief Friedrich unmuthig.

Doch, doch! Ich kenne ſeine raſtloſe Eiferſucht und ſeine Freude, mich zu peinigen.

„Ich laſſe dich nicht. Er ſoll dich mir nicht entreiſſen! O Meliſende, ich bedarf deiner, deiner Liebe, deines Troſtes, jetzt, wo Alles ringsumher gegen mich aufſteht.“

Friedrich! rief Meliſende, und warf ſich an ſeine Bruſt: Auch ich kann nicht von dir laſſen. Es würde mein Tod ſeyn. Und dennoch fürchte ich —

„Und was?“

Daß mich mein Mann zurückfordert. Wie kannſt du mich ihm verweigern?

Friedrich ſchwieg finſter und nachdenkend.

Ich weiß keine dauernde Sicherheit, als in einem entſcheidenden Schritte, zu dem deine Liebe für mich, mein Friedrich, dich bewegen müßte —

„Wie meinſt du das?“

Zögernd antwortete ſie: Wenn dein Anſehn und mein Verlangen eine förmliche kirchliche Scheidung herbey führte — wir haben keine Kinder —

Und die ſollte ich vorſchlagen? ich unterſtützen? rief der Herzog erzürnt: Nimmermehr! Ich ſollte öffentlich gegen den Mann auftreten, der mir ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hat, ihm ſein Weib entreiſſen, das er noch liebt? —

Geſchieht denn jetzt etwas Anderes? fiel ſie ihm

ruhig und lauernd ins Wort: Läßt ſich die Liebe gebiethen? Werden unſere Herzen darum aufhören, für einander zu ſchlagen, weil ich ſeinen Nahmen trage, und Agnes von Meran deine Gemahlinn heißt? Woher weißt du denn, daß mich Ulrich noch liebt, daß ſeine Eiferſucht etwas anders als gereizter Stolz iſt? — Als ich ihm vor zwey Jahren meine Hand reichte, that ich es aus Überlegung, und weil ich keinen Mann kannte, der mir bis dahin höher als Ulrich geſtanden hätte. Seitdem habe ich dich geſehen, und Alles hat ſich verändert; die ſchwache Dämmerung iſt vor dem Glanze der Sonne gewichen. Ich kann Ulrich nicht mehr lieben, und folglich nicht mehr glücklich machen. Das muß er fühlen, und fühlt es auch wohl ohne Zweifel. So wäre ſein Recht, auf dem er beſtehen könnte, nur eine bloße Förmlichkeit, und du zerbrichſt, indem du es zernichteſt, nur ein hohles Bild.

Nein, nein! entgegnete Friedrich unmuthig: Das geht nicht ſo, wie du meinſt. — In dem Augenblicke ließ ſich ein Klopfen an der äußern Thüre, welche in die Prunkzimmer des Herzogs führte, und das Meliſende ſchon ein Mahl leiſe vernommen hatte, ſtärker hören. Friedrich fuhr von Meliſendens Seite unmuthig empor. Was iſt das? rief er — Wer wagt es mich zu ſtören?

Es hat ſchon zwey Mahl gepocht, erwiederte Meliſende.

Tritt hinter dieſen Vorhang! ſagte Friedrich, ſtand raſch auf, und öffnete die Thüre. Ein Edelknabe ſtand davor, und meldete leiſe flüſternd Jemand, der ſich Gehör bey dem gnädigſten Herzog ausbath. Der Nahme wurde ſo ſachte geſprochen, daß ihn Meliſende nicht verſtand. Aber der Herzog ſtampfte zornig mit dem Fuſſe, rief: Welcher Teufel führt ihn hierher? und fragte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: Wo iſt er?

Er folgt mir auf dem Fuße, hörte ſie den Knaben ſagen, und wirklich ließen ſich raſche Tritte eines Gewaffneten vernehmen, die näher kamen, und Meliſende hörte eine Stimme, die ihr Blut zu Eis gerinnen machte. Es war Ulrich von Pottendorf, welcher kam, um ſich Urlaub vom Herzog zu erbitten, und den, ehe er Wien verließ, noch ein Bothe ſeiner Muhme, der Äbtiſſinn, ereilt hatte, deſſen Bericht über Meliſendens Entweichung aus dem Kloſter und alle Umſtände ihrer Flucht jeden Zweifel, der vielleicht noch in ſeiner Bruſt bleiben konnte, aufhob, und jede Möglichkeit beſſerer Hoffnung zerſtörte. Er war dadurch ganz mit ſich einig geworden, und dieſe Gewißheit gab ſeiner Haltung eine Ruhe, welche Friedrich,

der auf nichts anders, als einen heftigen Sturm gefaßt war, befremdete und verlegen machte.

Ulrich verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber stumm. Friedrich, verstimmt durch alles Vorhergehende, fuhr ihn rasch an: Was führt Euch zu mir, Herr Ritter? Was treibt euch an, uns hier auf dem einsamen Schlosse zu überfallen?

Ich muß es sehr beklagen, erwiederte Pottendorf, indem ein bitterer Zug, wie Spott, sich um seine Lippen bildete, daß dringende Umstände mich zwingen, die Einsamkeit meines gnädigsten Herrn zu stören. Ein scharfer Blick, der Friedrich bey diesen Worten traf, und eine Purpurgluth über dessen Züge goß, überzeugte den Ritter von der Richtigkeit seiner Vermuthungen. Beyde schwiegen einige Augenblicke. Dann ermannte sich Friedrich, und ungeduldig fragte er: Und was wollt ihr von mir?

Ich habe euch, gnädigster Herr! zwey Bitten vorzutragen, deren Gewährung ich von Eurer Huld erwarte.

„Zwey auf einmahl! Doch sprecht!“

Ulrich richtete sich empor, sein Blick ruhte fest und durchdringend, während er mit dem Herzog sprach, auf diesem, der seinerseits den seinigen verwirrt zu Boden schlug. Pottendorf begann, und

das Beben seiner Stimme, so wie seine ganze Haltung, zeugten von dem Kampfe, der in ihm vorging, und von der Gewalt, womit er ihn beherrschte: Gnädiger Herr! Verschiedene Vorfälle, und bittere Erfahrungen haben mich endlich zu dem Entschluß vermocht, meine Ehe mit Melisende Lascaris, eurer Verwandten, hoher Herr, durch die Dazwischenkunft der Kirche trennen zu lassen.

Friedrich erhob das Auge bey dieser Rede, tieferes Roth überflog noch einmahl sein Gesicht, er starrte den Ritter an, aber er erwiederte nichts.

Ihr erlaßt mir, hoher Herr! die nähern Umstände aufzuzählen. Sie sind Manchem, sie sind auch wohl euch, Herr Herzog, nicht unbekannt — Friedrichs Auge suchte von Neuem den Boden — und da wollte ich euch, gnädigster Herr, gebethen haben, eure Einwilligung nicht zu versagen.

Friedrich neigte bejahend das Haupt, ohne zu sprechen. Eine längere Pause trat ein. Der Herzog brach das Schweigen mit der Frage: Und eure zweyte Bitte? —

Eure Kraft und Tapferkeit, gnädiger Herr! hat vor zwey Jahren das Innere des Landes beruhigt. So wenig günstig auch der Ausgang des letzten Krieges durch den Verrath und die Feigheit Einzelner war, so war sein Beginn doch so glor-

reich, und ein ſolcher Beweis eures Muthes und eurer Macht, daß Bela wohl ſobald nicht daran denken wird, eure Länder zu beunruhigen. Von Seite Böhmens ſchützen euch für jetzt Verträge, und ſo ſehe ich vor der Hand keine Gelegenheit, wo mein Schwert und mein Arm meinem Lehensherrn nothwendig oder nützlich ſeyn könnte. —

Wozu ſoll das Alles führen? fragte Friedrich ungeduldig.

Zu nichts Anderm, gnädigſter Herr, als zu der Bitte, ihr möchtet mir auf zwey Jahre Urlaub geben.

Ihr wollt mich und mein Land verlaſſen? rief der Herzog gereizt: Fürwahr ein ſeltſamer Entſchluß!

Nicht ſo ſeltſam, gnädiger Herr! da Viele ihn zu dieſer Zeit theilen. Wie Manche ſehen wir einzeln oder in ganzen Schaaren dem heiligen Lande zuſtrömen, um der bedrängten Chriſtenheit Hilfe zu bringen? Das Kreuz braucht überall Streiter, und es war längſt mein Wunſch, das Verdienſt ſo mancher frommen Kämpfer zu theilen, und mein Schwert für den heiligen Glauben zu ziehn. Es geht nun eben ein Zug von einigen Rittern aus den vorderen Landen hier durch nach Böhmen, wo ſich der königliche Prinz Ottokar an ſie anſchließen

will, um die heidnischen Preussen zu bekämpfen, und das Panier des heiligen Kreuzes am Ufer der Ostsee aufzupflanzen.

„Ich habe davon gehört, es sollen wackere Ritter seyn, auch ein Graf von Habsburg ist unter ihnen, den man sehr rühmt.“

Ganz recht, die Gelegenheit ist günstig, und kommt so gut nicht bald wieder. Daher wollte ich euch gerathen haben, gnädigster Herr! —

Pottendorf! Pottendorf! rief der Herzog mit überwältigtem Gefühle: Hofft nicht, mich zu täuschen! Ich durchschaue euch, und ich gestehe euch, mein Innerstes verwünscht in diesem Augenblicke die Verkettung von Umständen, die euch zu diesem Entschlusse, und mich um einen meiner besten Vasallen bringt.

Ein tiefer Seufzer schwellte des Ritters Brust, er zuckte die Achseln, und verneigte sich stumm.

„Weigern kann ich euch meine Erlaubniß zu diesem Zuge nicht, dessen Verdienstliches ich anerkenne, und werde sie auch nicht weigern. Aber als euer gnädiger Fürst, der sich eurer treuen Dienste dankbar erinnert, und der euch wahrhaft schätzt, setzte Friedrich mit steigender Wärme hinzu, rathe ich euch, bitte ich euch, überlegt wohl, was ihr thut! Faßt keinen übereilten Entschluß,

und laßt mich auf jeden Fall bis übermorgen durch Künring erfahren, was ihr beſchloſſen habt!“ Mit dieſen Worten winkte er dem Ritter huldreich aber entlaſſend zu. Pottendorf verneigte ſich ſtumm, und verließ das Zimmer, Friedrich aber eilte, ſo wie die Thüre ſich hinter jenem ſchloß, durch die entgegengeſetzte zu Meliſenden.

Sie hatte einen Theil des Geſprächs vernommen, das Übrige errathen. Ihre kühnſten Wünſche waren erfüllt. Er ſelbſt verlangte die Löſung ſeiner Ehe, noch mehr, er entfernte ſich freywillig auf längere Zeit, und ging einem gefährlichen ungewiſſen Kampfe entgegen. Was konnte ſie mehr verlangen? Wie hätte ſie vor einer Stunde noch dieſe glückliche Wendung ihres Schickſals auch nur träumen können? Und dennoch, dennoch lag in dieſem Allen Etwas, was ſie nicht befriedigte, was ein höchſt unangenehmes Gefühl in ihrer Seele zurückließ; und als Friedrich zu ihr eintrat, las ſie auch in ſeinen Zügen Mißmuth und Trübſinn.

Du haſt wohl gehört, wer bey mir war, und was er wollte, fragte Friedrich?

Meliſende bejahete es.

„Ich kann nicht ſagen, wie unangenehm mir die ganze Unterredung war. Ich verliere den wackern Degen, den verläßlichen Mann ungern.“

Er wird wieder kommen, warf Meliſende tröſtend hin, ohne ſelbſt an dieſen Troſt zu glauben.

Friedrich wiegte verneinend das Haupt: Der kommt ſchwerlich wieder. Ich fürchte, ich habe ihn zum Letztenmahl geſehn. Beyde ſchwiegen.

Indeſſen, nahm der Herzog nach einigem Nachdenken das Wort, es führt dich an dein Ziel. Du wirſt ſeiner los. Er gibt dich gern und freywillig auf.

Meliſende konnte ein beſchämendes, bitteres Gefühl nicht bemeiſtern, das ſich in ihren Mienen zeigte — Es iſt mir lieb, daß es ſo gekommen iſt, ſagte ſie endlich, es iſt mir nun klar, daß Pottendorfs Herz beruhigt iſt, daß er mich vergeſſen, und vielleicht nie geliebt hat.

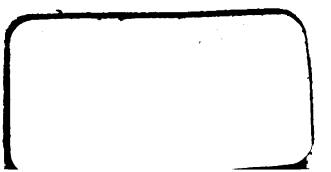
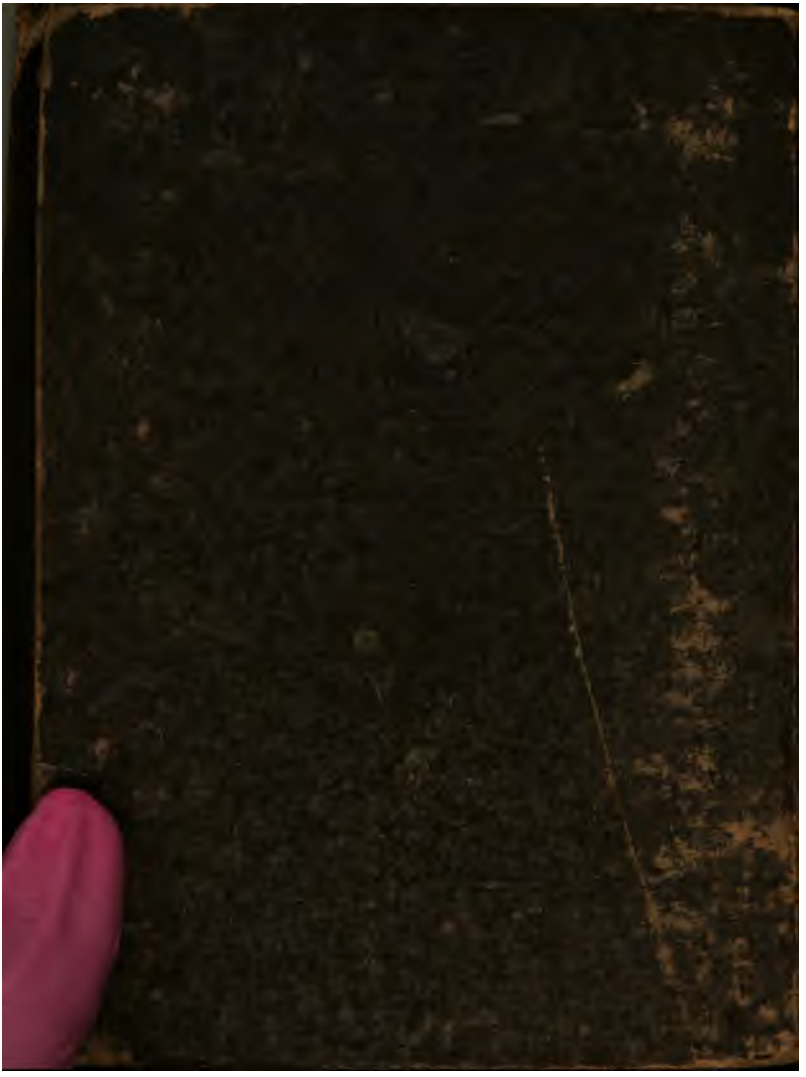
Friedrich ſchüttelte abermahl das Haupt ohne zu antworten. Beyde verſanken in Stillſchweigen. Ein unangenehmes, unheimliches Gefühl hatte ihn und ſie berührt, ſie vermochten ſich der günſtigen Wendung der Dinge nicht zu erfreuen.

Friedrich war unmuthig geworden, und er hatte deſſen kein Hehl. Meliſende beſtrebte ſich den Anſchein von Ruhe und Unbefangenheit zu behaupten, welche den Geliebten, und vielleicht ſie ſelbſt von der Rechtmäßigkeit ihres Thuns, und von ihrem guten Bewußtſeyn überzeugen ſollte. In dem Geſpräche, das nun abgebrochen und mühſam wie-

der begann, zeigte ſich die gegenſeitige Verſtimmung fühlbarer. Zum erſtenmahl mißverſtanden ſich die Liebenden, wurden irre aneinander und uneins. Der Herzog verließ die Geliebte, die ſeinetwegen ſo viel geopfert, in Unwillen, der an Zorn grenzte, und ſie fühlte ſich unausſprechlich unglücklich, da ſie ſich von ihm verkannt und unwürdig behandelt glaubte. So war aus Pottendorfs Entſchluß und Abſchied ein bitterer Tropfen in den Taumelkelch ihrer pflichtwidrigen Freuden gefallen, der ihn vergiftete, und die Kette von Unrecht, Trug, Enttäuſchung, Beſchämung, und daraus entſpringenden Mißverhältniſſen fortſetzte und verſtärkte, welche Meliſenden ſeit dem erſten Schritte umſchlungen hatten, mit dem ſie vom Pfade des Rechtes abgewichen war.

Anmerkungen.

1) Diese Schlacht, ihr schlimmer Ausgang, seine Ursachen und Folgen sind geschichtlich.

2) Wolfger von Perau war ein Bürger von Wien, und Rathgeber des Herzogs bey Eintreibung der Steuer.

3 Die Sage ist bekannt, daß ein Sterndeuter dem Kaiser Friedrich dem Zweyten, als er auf Schloß Limburg den Sohn Graf Albrechts von Habsburg zur Taufe hielt, geweissagt haben soll, dieß Kind werde einst dem Kaiser auf seinem Throne folgen. Rudolph zog unter König Ottokar gegen die heidnischen Preussen.